

Nr. 1573

Blick in die Zeit

Besuch auf Wanderer - ES gibt Einblick in die Vergangenheit

von Marianne Sydow

Den ehemaligen Zellaktivatorträgern läuft die Zeit davon. Jedenfalls wissen sie im Frühjahr 1173 NGZ längst,

daß die ihnen von ES zugestandene Lebensspanne drastisch verkürzt wurde.

Schuld daran ist offenbar der gestörte Zeitsinn der Superintelligenz, die, wie man inzwischen weiß, einen

schweren Schock davongetragen hat Sowohl den Planeten Wanderer als auch den Zugang zu ES zu finden, um

der Superintelligenz zu helfen, darum bemühen sich Perry Rhodan und seine Gefährten seit langem. Denn nur

wenn sie erfolgreich sind, können sie hoffen, Ihre lebenserhaltenden Geräte, die inzwischen den Besitzer

gewechselt haben, zurückzuerhalten.

Schauplatz der gegenwärtigen Bemühungen unserer Protagonisten ist die Nachbargalaxis Andromeda, die

ebenfalls zur Mächtigkeitsballung der Superintelligenz gehört. ES hat dort Spuren hinterlassen und Zeichen

gesetzt. Die Episode mit den Paddlern war darüber hinaus ein klares Indiz für eine verschlüsselte Botschaft an

die ES-Sucher. Einen weiteren Hinweis liefert ES auf dem Planeten History, dem »Menschenzoo« der Meister

der Insel. Und schließlich gewährt die Superintelligenz Perry Rhodan, Atlan und Gucky, dem Ilt, einen BLICK

IN DIE ZEIT ...

Die Hauptpersonen des Romans:

Perry Rhodan, Atlan und Gucky - Der Ilt bringt die beiden Männer auf den Planeten Wanderer.

Ernst Ellert - Abgesandter von ES.

Nermo Dhelim - Ein lemurischer Wissenschaftler.

Ermigoa und Mirona Thetin - Zwei Zellaktivatorträgerinnen.

1.

»Laßt mich allein!« befahl Nermo Dhelim. »Versucht nicht, mir zu folgen! Wie lange es auch dauern mag - ihr

dürft nicht nach mir suchen!«

Seine Leute waren angesichts dieser Anweisungen nicht sonderlich glücklich.

Jedermann an Bord der LORGON wußte, daß Nermo Dhelim einer geheimnisvollen Spur folgte, aber darüber,

was er am Ende dieser Spur zu finden erwartete, gab es bisher nur Mutmaßungen und Gerüchte. Entsprechend

groß war das Interesse an diesem Thema.

Nermo Dhelims Geheimniskrämerei erhöhte die Spannung noch zusätzlich.

Das kümmerte den Wissenschaftler jedoch wenig. Er stieg in ein Beiboot und flog davon.

Nermo Dhelim war vorsichtig genug, sein Ziel nicht direkt anzusteuern, sondern einige falsche Spuren zu

legen. Falls ihm etwas zustieß, durfte er infolge dieser Vorsichtsmaßnahmen nicht auf schnelle

Hilfe hoffen. Er war jedoch bereit, dieses Risiko hinzunehmen. Viel unangenehmer, dachte er, dürfte es sein, wenn es umgekehrt wäre. Wenn sie mir plötzlich mit der riesigen LORGON nachgejagt kämen, könnte das unabsehbare Folgen haben. Er war sich nicht sicher, wie derjenige, den er zu finden hoffte, auf einen derartigen Überfall reagieren würde. Es war nicht unbedingt anzunehmen, daß dieses Wesen ungebetene Gäste einfach vernichtete. Es schien nicht ausgesprochen aggressiv zu sein, obwohl es zweifellos sehr mächtig war. Es war jedoch auf jeden Fall zu befürchten, daß das Wesen auf Nimmerwiedersehen verschwinden würde. Es schien einige Übung darin zu haben, sich gleichsam in Nichts aufzulösen. Und nicht nur das: Dieses Wesen war sehr findig in der Kunst, jeden, der nach ihm suchte, gründlich in die Irre zu führen. Offensichtlich hat es Sinn für Humor, überlegte Nermo Dhelim. Das könnte ein gutes Zeichen sein. Aber dabei war er sich der Tatsache bewußt, daß all seine Schlußfolgerungen nur auf ungesicherten Annahmen beruhten. Es war durchaus möglich, daß er sich in bezug auf dieses Wesen gründlich irrte. Das kleine Raumschiff kehrte in den Normalraum zurück. Nermo Dhelim wandte sich den Ortungsgeräten zu. Er rechnete damit, daß eine lange und aufreibende Suche vor ihm lag. Um so überraschter war er, als er schon nach wenigen Sekunden den ersten Hinweis erhielt. Das Sonnensystem, an dessen Grenzen er sich befand, bestand aus dem Zentralgestirn und zwei Trabanten. Beide umkreisten ihre Sonne auf derselben Umlaufbahn. Eine solche Konstellation war eine astronomische Unmöglichkeit. Beim ersten Anlauf fand Nermo Dhelim einen ganz normalen Planeten vor. Das verblüffte ihn. Er hatte mit einem weitaus aufregenderen Anblick gerechnet. Andererseits mochte der, den er suchte, zu dem Schluß gekommen sein, daß ein so unauffälliger Planet ein besonders gutes Versteck darstellte. Es wäre unter diesen Umständen wahrscheinlich ein Fehler gewesen, einfach weiterzufliegen. Nermo Dhelim starrte zweifelnd auf die Bildschirme. Er fragte sich, was er tun sollte. Es würde Tage und Wochen dauern, bis er mit seinen beschränkten Mitteln vom Beiboot aus genug Daten über diesen ersten Trabanten einer bisher namenlosen Sonne gesammelt hatte und sich mit gutem Gewissen dem zweiten vorläufigen Ziel seiner Suche zuwenden konnte. Der Wissenschaftler war sich ziemlich sicher, daß er außerstande war, sich so lange zu gedulden. Und falls das fremde Wesen nicht auf dem ersten Planeten war, würde es inzwischen vielleicht schon wieder verschwunden sein - weiter gezogen auf seinem unberechenbaren Kurs.

Nermo Dhelim hätte sein Schiff rufen können. Dann hätte er über alle erforderlichen Mittel verfügt,
einschließlich mehrerer Beiboote. Dadurch hätte er beide Spuren gleichzeitig verfolgen können.
Aber dieser

Gedanke widerstrebte ihm. Er hielt es für besser, wenn er versuchte, ohne die Unterstützung
durch seine

Mannschaft auszukommen.

Er beschloß, sich den zweiten Trabanten wenigstens einmal anzusehen, bevor er eine
Entscheidung traf.

Es war gar nicht so einfach, dieses zweite Objekt zu finden. Obwohl Nermo Dhelim genau orten
konnte, wo er

danach zu suchen hatte, stieß er zunächst ins Leere.

Er brauchte mehrere Anläufe, bis er sein Ziel erreichte.

Als er es endlich geschafft hatte, erblickte er zunächst nur eine milchigtrübe Schicht, die nichts
dahinter
erkennen ließ.

Es war offensichtlich, daß es sich bei diesem »Nebel« nicht etwa um eine Wolkenschicht handeln
konnte. Es

mußte vielmehr irgendeine Art von Schutzschirm sein, denn während Nermo Dhelim hinsah,
wurde diese

Schicht langsam durchsichtig. Dabei wurde erkennbar, daß es sich bei diesem Objekt nicht um
einen normalen

Planeten handelte.

Innerhalb weniger Minuten war die Welt jenseits der Schirme klar und deutlich zu sehen.

Nermo Dhelim fragte sich, ob er daraus den Schluß ziehen durfte, daß der Besitzer der fremden
Welt mit einem

Besuch einverstanden war.

Warum eigentlich nicht! dachte er in plötzlichem Trotz. Ich sollte seiner würdig sein! Immerhin
habe ich ihn

gefunden. Das wird nicht jedem gelingend.

Aber ein unbehagliches Gefühl beschlich ihn doch. Diese fremde Welt war eine allzu
offensichtliche

Demonstration jener schier unvorstellbaren Macht, die das rätselhafte Wesen besitzen mußte.

Was Nermo Dhelim da vor sich sah, das war ein Gebilde ganz eigener Art. Wenn man dem
Augenschein trauen

durfte, dann hatte der Unbekannte aus einem Planeten eine Scheibe herausgeschnitten.

Der Rest dieses Planeten war nicht mehr vorhanden. Nermo Dhelim wagte es nicht, sich
vorzustellen, was

damit geschehen sein mochte. Nur die Scheibe schwebte vor ihm im All.

Der Unbekannte war offensichtlich nur an einem Teil des von ihm zerschnittenen Planeten
interessiert gewesen,

denn der Rand und die Unterseite des verstümmelten Himmelskörpers waren zerfurcht und kahl,
bar allen

Lebens.

Ganz anders die obere Schnittfläche. Sie war es, zu deren Schutz und Sicherheit die Schirme
dienten, die das

Gebilde umschlossen.

Künstliche Sonnen warfen ihr Licht auf die scheibenförmige Welt, als die diese Schnittfläche

sich darstellte.

Oder besser gesagt:

Die auf dieser Fläche aufgebaut war.

Es war eine Welt, die wie ein Modell wirkte, künstlich und kunstvoll zugleich: Ein wahrhaft fürstliches

Spielzeug für ein Wesen, über dessen Macht und Größe Nermo Dhelim sich - wie er jetzt erkannte - völlig

falsche Vorstellungen gemacht hatte.

Ihm war beklommen zumute. Er war drauf und dran, auf der Stelle umzukehren und für alle Zeiten auf weitere

Nachforschungen zu verzichten.

»Worauf wartest du?« fragte eine tiefe, hallende, dröhnende Stimme. »Ist die Einladung nicht deutlich genug?«

Es war nichts Mysteriöses daran, daß diese Stimme so laut war. Aber die Art, wie sie das war, ließ in dem

Wissenschaftler panische Furcht aufsteigen.

Er fühlte sich, als sei er ein winziges Insekt, das unter den Daumen eines Riesen geraten war.

Erst allmählich wurde er sich der Tatsache bewußt, daß um ihn herum tiefe Stille herrschte. Es war niemand zu

sehen oder zu hören.

Er war nach wie vor allein.

»Selbstverständlich bist du allein!«

Die Worte entstanden in Nermo Dhelims Gehirn. Es schien, als füllten sie den ganzen Schädel aus und fänden

dennoch nicht genug Platz. Nermo Dhelim stöhnte laut auf.

»Du tust mir weh!« sagte er mühsam.

Das schien den Unbekannten nicht zu interessieren.

»Hast du etwa erwartet, daß du mich sehen kannst?« dröhnte er in Nermo Dhelims Gehirn hinein.

»Nein!« rief der Wissenschaftler hastig. »Nein, ich habe gar nichts erwartet! Laß mich gehen! Ich werde dich

nie wieder stören!«

Ein scharfer Schmerz durchzuckte ihn: Der Unbekannte lachte.

»Hör auf!« schrie Nermo Dhelim gequält.

Das geheimnisvolle Wesen hörte ihm offensichtlich gar nicht zu. Es schien sich köstlich zu amüsieren.

»Du scheinst nicht zu begreifen, in welcher Situation du dich befindest«, sagte das Wesen schließlich. »Du

kannst mich nicht stören. Niemand kann das. Aber ich habe beschlossen, dich zu mir zu holen und dich einen

winzigen Bruchteil der Wahrheit begreifen zu lassen.«

Der Wahrheit? dachte Nermo Dhelim in jähem Entsetzen. Er wird mich töten mit seiner Wahrheit.

»Das ist leicht möglich«, bestätigte der Fremde.

Nermo Dhelims Gehirn fühlte sich an, als sei es nur noch eine breiige Masse, die bei jedem einzelnen Wort von

innen her gegen die knöcherne Hülle des Schädels gedrückt wurde.

Ich muß weg von hier! dachte er entsetzt. Oder er wird mir meinen Verstand zu den Ohren hinausblasen!

Der Wissenschaftler schlug verzweifelt auf die Kontrollen seines Raumschiffs ein, erzielte damit jedoch nicht den geringsten Effekt.

»Gib dir keine Mühe!« empfahl die dröhnende Stimme in seinem Gehirn. »Du bleibst hier!« Nermo Dhelim nahm seine Umgebung nur noch undeutlich wahr. Ein roter Schleier verbarg alle Einzelheiten.

»Lande in der Stadt, die du im Zentrum meiner Welt siehst!« befahl die Stimme und ging in ein schallendes Gelächter über.

Der Wissenschaftler fiel hilflos zu Boden.

Er schloß mit seinem Leben ab. Er wußte, daß er zuviel gewagt hatte. Er hatte einem der großen Mysterien des

Universums nachgespürt, und er hatte es gefunden. Jetzt bezahlte er für das, was er getan hatte.

Auch die

Neugier hatte ihren Preis.

Erst nach mehreren Minuten wurde ihm bewußt, daß das Gelächter aufgehört hatte. Im Schiff war es still. Auf

den Bildschirmen waren Landschaften zu sehen, die vom Licht künstlicher Sonnen überstrahlt wurden.

Nermo Dhelim zog sich an einem Kontursessel hoch. Er kippte zur Seite und mußte einen zweiten Anlauf nehmen.

»Es hat sicher keinen Sinn, wenn ich zu fliehen versuche«, sagte er in die Stille hinein.

Keine Antwort.

»Alarmstart!« befahl er.

Das kleine Raumschiff reagierte nicht.

»Langsame Fahrt voraus!« korrigierte der Wissenschaftler resignierend.

Das Beiboot setzte sich in Bewegung.

»Lande in der Stadt, die du im Zentrum meiner Welt siehst!« hatte die Stimme befohlen.

Nermo Dhelim fragte sich, warum der Unbekannte sich so umständlich ausdrückte und nicht statt dessen von

der Stadt sprach, die im Zentrum der scheibenförmigen Anlage lag. Aber wahrscheinlich - so sagte er sich -

waren so eindeutige und bindende Angaben im Zusammenhang mit dem Sitz der fremden Entität einfach nicht angebracht.

Vielleicht, dachte er, würde ein anderer als ich diese Welt auf ganz andere Weise sehen. Und vielleicht werde

auch ich selbst sie anders sehen und erleben, wenn ich später einmal hierher zurückkehren sollte.

Sein Raumschiff glitt durch die Schutzschirme hindurch, als existierten sie gar nicht. Die Instrumente

registrierten keine Veränderung.

Nermo Dhelim wagte es nicht, mit allzu hoher Geschwindigkeit über die merkwürdige runde Ebene zu fliegen,

aus der diese fremde Welt bestand. Er hatte das eigenartige Gefühl, sich in einer überaus empfindlichen und

zerbrechlichen Umgebung zu befinden, als sei dies alles aus Glas.

Die Ausmaße dieser Welt wirkten gigantisch.

Nermo Dhelim wußte, daß dieser Eindruck auf einen sehr einfachen Effekt zurückzuführen war:
Diese Welt
war flach. Dementsprechend versank kein einziges Detail der Landschaft hinter dem Horizont.
Alles blieb
sichtbar. Es wurde lediglich mit wachsender Entfernung scheinbar immer kleiner.
Es war, als würde das kleine Raumschiff über die Oberfläche eines Riesenplaneten
hinwegfliegen.
Dort unten gab es Gebirge, schroff, wildromantisch, mit Wasserfällen, dunklen Schluchten und
verschneiten
Gipfeln. Ebenen, auf denen große Herden von Tieren weideten; dichte Wälder, weite Savannen,
mächtige
Ströme und kristallklare Seen; Sümpfe und Dschungel, die von Leben strotzten; Ozeane, von
Stürmen
gepeitscht, mit gischtumschäumten Küsten.
Aber es gab in diesen Meeren auch Inseln, die in der Sonne leuchteten, und stille Buchten mit
goldenen
Stranden, die sicher noch keines Menschen Fuß je betreten hatte.
Und ab und zu gab es Siedlungen.
Da waren Städte und Dörfer, einzelne Gebäude und technische Einrichtungen, und manche
wirkten so vertraut,
daß Nermo Dhelim versucht war, bei ihnen zu landen. Er war sicher, daß er dort Wesen seiner
eigenen Art
vorfinden würde.
Vielleicht sprachen sie sogar seine Sprache.
Es war etwas Verlockendes an dem Gedanken, den Befehl des Unbekannten zu ignorieren und
sich in
irgendeinem stillen Dorf am Meer niederzulassen.
Ich könnte von dort aus diese Welt erforschen, dachte er. Hier gibt es mehr Wunder, als ich je
begreifen könnte.
Andere Siedlungen waren sehr fremd.
Fremdartig war auch das meiste Getier, das der Wissenschaftler zu Gesicht bekam.
Man könnte glauben, daß der Unbekannte aus allen Teilen seines Herrschaftsbereichs etwas
mitgenommen hat,
dachte Nermo Dhelim, und das war es wohl auch, was der Wahrheit am nächsten kam: Diese
scheibenförmige
Welt, dieses ganze unbegreifliche Gebilde, war nichts anderes als eine Sammlung.
Eine Demonstration unfäßbarer Macht.
Vielleicht aber auch eine Gedächtnisstütze für eine Wesenheit, deren Einflußbereich über die
Grenzen des
Vorstellbaren hinausreichte und die daher gezwungen war, sich ihre eigene Macht auf solche
Weise immer
wieder vor Augen zu führen.
So ungeheuerlich diese Vorstellung auch sein mochte: Nermo Dhelim war fast davon überzeugt,
daß die
Wahrheit noch viel unglaublicher sein mußte.
Er erreichte das Zentrum der Scheibe und sah die Stadt, von der der Unbekannte gesprochen
hatte.
Diese Stadt lag auf einer weiten Hochebene am Ufer eines gewaltigen Stromes. Eine künstliche

Sonne strahlte
senkrecht herab und ließ die stählernen Hüllen der Gebäude funkeln. Ein ständiges Dröhnen
erfüllte die Luft.
Es stammte von dem Strom, der sich jenseits der Stadt als gigantischer Wasserfall Hunderte von
Metern tief in
ein blaues Meer ergoß.
Dies war keiner jener Orte, an denen Nermo Dhelim hätte leben mögen. Die Stadt war bei aller
Schönheit, die
man ihr zweifellos zubilligen mußte, kalt und leblos.
Die Stadt und ihre Umgebung - vor allem der gewaltige Abgrund, in den der Strom hinabstürzte -
waren zu
großartig, als daß ein normales sterbliches Wesen diesen Anblick auf lange Sicht verkraften
konnte, ohne
Minderwertigkeitskomplexe zu entwickeln.
Gigantisch war auch der freie Platz im Zentrum der Stadt.
Nermo Dhelim ließ das Beiboot dort landen.
Wenig später trat er aus der Schleuse ins Freie und sah sich um. Er starrte auf die Gebäude, die
fremdartigen
Maschinen und den seltsamen Turm, der sich am Rand des Platzes erhob und so hoch war, daß
Nermo Dhelim
seine Spitze kaum erkennen konnte. Ein Gefühl der Beklemmung befiel ihn, das ihm nahelegte,
schleunigst von
hier zu verschwinden.
Er kämpfte diese Anwandlung nieder und trat mutig auf den weiten Platz hinaus.
Das Donnern des Wasserfalls war hier nicht hörbar. Dafür lag ein ständiges Summen in der Luft.
Sonst war es
still.
Eine seltsame Stille, dachte Nermo Dhelim.
Kein Insekt summt, kein Vogel sang, kein Blatt und kein Halm bewegten sich im Wind.
Nur das Summen war da.
Dieses Summen erweckte in Nermo Dhelim den Eindruck, sich an einem Ort zu befinden, an dem
sich eine
ungeheure Menge von Energie zusammenballte.
Wie im Innern einer Bombe, überlegte er.
Dieser Gedanke war alles andere als beruhigend.
Der Wissenschaftler ging langsam und vorsichtig in Richtung der nächsten Gebäude. Das
Geräusch seiner
Schritte erschien ihm sehr laut. Der Boden unter seinen Füßen dröhnte wie ein riesiger Gong.
Es wurde Abend auf der Welt des Unbekannten. Das Licht der Kunstsonnen wurde schwächer.
Kupferfarbener
Glanz legte sich über die Stadt.
Nermo Dhelim blieb am Rand des Platzes stehen.
Der Boden unter seinen Füßen bestand aus Metall. Die Gebäude am Rand der freien Fläche
schienen fugenlos
aus diesem Boden emporzuwachsen. Die meisten Gebäude waren kuppelförmig. Es gab aber
auch alle
möglichen anderen Formen.
Die Gebäude sahen nicht so aus, als hätte man sie einzeln erbaut, sondern als seien sie alle zur

gleichen Zeit

entstanden - nicht als voneinander getrennte Gebilde, sondern als Teile eines Ganzen.

Das ist keine normale Stadt, dachte Nermo Dhelim. Es kommt mir eher so vor, als wäre ich hier im Innern einer

Maschine. Vielleicht sind das alles gar keine Gebäude, sondern Maschinenteile - oder, besser gesagt: künstliche

Organe in einem künstlichen Organismus. Und vielleicht ist dieser künstliche Organismus nichts anderes als

der Körper des Unbekannten.

Unwillkürlich erwartete er, daß das unheimliche Gelächter sich wieder hören ließ, aber es blieb still.

Ratlos sah er sich um.

»Wohin soll ich jetzt gehen?« fragte er schließlich. »Wo kann ich dich finden?«

Keine Antwort.

Nermo Dhelim wartete.

Es wurde dunkel. Das Licht der künstlichen Sonnen erlosch. Am Himmel wurden Sterne sichtbar.

Der Wissenschaftler brauchte nur wenige Sekunden, um zu erkennen, daß diese Sterne nicht mit jenen identisch

waren, die die tatsächliche kosmische Umgebung des namenlosen kleinen Sonnensystems bildeten.

Die Welt des Unbekannten hatte ihr eigenes Firmament. Wahrscheinlich ließ sich dieser Sternenhimmel

jederzeit ganz nach dem Geschmack der fremden Wesenheit verändern.

Warum auch nicht! dachte Nermo Dhelim. Der, mit dem ich es hier zu tun habe, lebt länger als eine Sonne. Die

Sterne haben für einen Unsterblichen wie ihn wahrscheinlich eine ganz andere Bedeutung als für uns. Sie sind

für ihn nicht das, was wir als »ewig« bezeichnen.

»So ist es«, sagte eine Stimme.

Der Wissenschaftler drehte sich langsam um.

Im matten Sternenlicht sah er eine Gestalt, die kaum zehn Schritte von ihm entfernt auf dem Platz stand. Diese

Gestalt hob sich als lichtlose Silhouette gegen das Firmament ab. Es waren keinerlei Einzelheiten an ihr zu erkennen.

Der Fremde wirkte seltsam abstrakt, als sei er nur ein Schatten in der Dunkelheit, körperlos und vergänglich.

»Wer bist du?« fragte Nermo Dhelim zögernd.

»Ich glaube nicht, daß dich das wirklich interessiert«, bemerkte der Fremde. »Abgesehen davon, daß du mit

meiner Antwort auch gar nichts anfangen könntest. Ich bin ein Bote - nicht mehr und nicht weniger.«

»Gut«, erwiderte Nermo Dhelim gefaßt. »Und welche Botschaft bringst du mir?«

»Du bist noch nicht vollständig akzeptiert«, sagte der Bote sanft. »Dies ist ein nicht ganz ungefährliches

Stadium. Ich würde dir empfehlen, jede meiner Anweisungen genauestens zu befolgen.«

»Ich werde mich dir nicht widersetzen«, versicherte der Wissenschaftler ernsthaft. »Was immer du mir befiehlst

- ich werde es tun.«

»Bist du immer so unvorsichtig?« fragte der Bote mit leisem Spott.

»Ich verstehe nicht, wie du das meinst«, erwiderte Nermo Dhelim verwirrt.

Für einen Augenblick schwieg der Bote.

»Auch Arglosigkeit kann eine Waffe sein«, sagte er dann. »Manchmal sogar eine von unübertrefflicher

Wirksamkeit. Was soll man gegen einen wie dich schon tun?«

Nermo Dhelim wußte nicht, was er darauf sagen sollte, aber je länger er darüber nachdachte, desto mehr

empörte ihn das, was er vernommen hatte.

Arglosigkeit, dachte er ärgerlich. Wofür hält mich dieses Wesen eigentlich? Für einen vertrauensseligen

Narren!

Er war nahe daran, sich gegen die unausgesprochenen Unterstellungen des Boten zur Wehr zu setzen.

Dann wurde ihm klar, daß dies ein Fehler gewesen wäre.

Allmählich wurde der Wissenschaftler nervös. Je länger das Schweigen dauerte, desto deutlicher wurde er sich

der Unwirklichkeit der Situation bewußt, in der er sich befand.

»Sprich weiter!« forderte er schließlich. »Ich werde dir zuhören.«

Als der Bote nicht sofort antwortete, fügte Nermo Dhelim ziemlich heftig hinzu: »Und wenn du nichts zu sagen

hast, dann geh dahin zurück, woher du gekommen bist!«

Der Bote lachte.

»Dein Hochmut wird dir gleich vergehen«, versprach er spöttisch. »Du ahnst nicht, wie unwissend du bist!«

Nermo Dhelim tat einen schnellen Schritt in seine Richtung.

»Rede endlich!« schrie er wütend.

Der Bote machte sich nicht einmal die Mühe, vor dem Wissenschaftler zurückzuweichen. Die schattenhafte

Gestalt schwankte auf eine seltsame Art und Weise vor den Sternen hin und her. Der Bote schien sich großartig

zu amüsieren.

»Wir werden sehen«, sagte er. »Lausche meinen Worten und merke sie dir gut, denn du wirst das, was ich dir

jetzt sage, nicht noch einmal zu hören bekommen!«

Das klang seltsam, fast wie eine Drohung. Nermo Dhelim zog sich erschrocken ein wenig zurück.

»Du bist hier im Zentrum der Mächtigkeitsballung einer Superintelligenz«, verkündete der Bote.

»Kannst du dir

auch nur ansatzweise vorstellen, was eine solche Superintelligenz ist und was man unter einer Mächtigkeitsballung zu verstehen hat?«

»Ein Sternenreich, das gewaltiger ist als jedes andere, von dem wir je gehört haben«, erwiderte Nermo Dhelim

in einem Anflug von Stolz. »Ich habe mich informiert. Dieses Sternenreich umfaßt mehrere Galaxien. Bist du

die Superintelligenz?«

Der Bote ging über diese Frage hinweg.

»Über den Superintelligenzen wie der, in deren Zentrum du dich befindest«, sagte er, »stehen die

Materiequellen, und weit über den Materiequellen stehen die Kosmokraten. Sie leben jenseits der Materiequellen in einem Raum, der nicht zu diesem Universum gehört, aber trotzdem mit ihm in Verbindung steht.«

»Das müssen mächtige Wesen sein!« Sagte Nermo Dhelim mit großer Ehrfurcht.

Er fragte sich, ob er wohl jemals imstande sein würde, das, was der Bote ihm gesagt hatte, in seiner vollen

Tragweite zu begreifen.

Er hielt es für sehr unwahrscheinlich.

Superintelligenzen, Materiequellen, Kosmokraten - er vernahm diese Bezeichnungen und verband automatisch

gewisse Vorstellungen damit, aber er war sich darüber im klaren, daß er nicht die geringste Chance hatte, die

wirkliche Bedeutung dieser Begriffe zu erfassen.

Ich befinde mich ungefähr in derselben Ausgangssituation wie eine Mikrobe, die im Innern meines Körpers lebt

und sich vorzustellen versucht, wie ich aussehe, wie ich denke und wie ich lebe, dachte Nermo Dhelim. Auch

sie hätte keine Chance - schon allein aufgrund ihrer Kurzlebigkeit.

Angesichts der Hoffnungslosigkeit seiner Bemühungen stiegen ihm Tränen der Enttäuschung in die Augen.

Hier stand er nun, am Ende seiner langen Suche.

Und dort war der Bote.

Dieser Bote verkündete Wahrheiten, deren Tragweite alle Erwartungen des Wissenschaftlers übertraf. Aber

Nermo Dhelim war nicht imstande, den wirklichen Wert dieser Wahrheiten zu ermessen. Er vernahm nur

Worthülsen, über deren Inhalt er sich nur sehr unsichere Vorstellungen machen konnte.

Nermo Dhelim hatte das Gefühl, daß der Bote an die falsche Adresse geraten war. Es schien, als seien all diese

Erklärungen in Wirklichkeit für jemanden bestimmt, der noch gar nicht eingetroffen war.

Der Bote bewegte sich rhythmisch in der Finsternis - ein lichtloser Schatten vor dem sternenübersäten

Hintergrund des künstlichen Firmaments.

»Die Kosmokraten«, fuhr er fort, »sind Mächte der Ordnung, und die Ordnung, die sie hüten, ist von sehr

empfindlicher Art. Es gibt Mächte, die die entgegengesetzte Position einnehmen und für das Chaos arbeiten.«

»Kriegerische Mächte«, vermutete Nermo Dhelim, erleichtert darüber, daß er trotz allem in dem, was der Bote

sagte, ein vertrautes Schema zu entdecken vermochte. »Negative Mächte, die man bekämpfen und unterdrücken

muß.«

»Da wäre ich mir an deiner Stelle nicht allzu sicher«, sagte der Bote nüchtern.

»Wie meinst du das?« fragte Nermo Dhelim verunsichert.

»Oh, das braucht dich jetzt nicht zu interessieren«, behauptete der Bote. »Am besten vergißt du es gleich

wieder. Du bist ja schließlich nicht hier, um die großen Rätsel des Universums zu lösen, nicht

wahr? Dein Ziel

ist von viel einfacherer Art: Du willst die Unsterblichkeit für dich erringen. Ist es nicht so?»

Nermo Dhelim starrte den Boten entgeistert an.

»Unsterblichkeit?« fragte er bestürzt. »Für wen? Für mich?«

»Behaupte nur nicht, daß du nie daran gedacht hast!«

»Aber das habe ich tatsächlich nicht!«

»Dann wird es Zeit, daß du damit anfängst«, behauptete der Bote. »Denn vielleicht wirst du gezwungen sein,

zwischen dem Wissen und der Unsterblichkeit zu wählen.«

»Und wenn ich das nicht will oder kann?«

»Dann wirst du sterben.«

Nermo Dhelim fand sich plötzlich in einen unlösbaren Zwiespalt gestürzt.

Er hätte bedenkenlos sein Leben dafür hergegeben, die großen Geheimnisse des Universums zu erfahren. Aber

was würden ihm all diese Kenntnisse nützen, wenn er nicht mehr am Leben war?

»Ich weiß, daß dein Herr unsterblich ist«, sagte er schließlich. »Aber ich bin nicht wegen der Unsterblichkeit

hier, sondern um der Superintelligenz meine Dienste und die meines Volkes anzubieten.«

»Bist du sicher, daß die Superintelligenz diese Dienste brauchen kann?«

»Oh, ja, das bin ich! Ich entstamme einem Volk, das für deinen Herrn von großer Bedeutung war. Ich habe

uralte Berichte gefunden, die das beweisen. Die Vorfahren meines Volkes hatten den Weg zum Planeten des

ewigen Lebens bereits gefunden. Auch die Verbindung zu deinem Herrn war schon geknüpft. Es war nur noch

eine Frage der Zeit, bis meine Vorfahren offiziell als Hilfskräfte der Superintelligenz anerkannt wurden. Aber

dann brach eine furchtbare Katastrophe über sie herein. Sie mußten fliehen. Die Verbindung zu deinem Herrn

konnte danach nicht wieder hergestellt werden.«

»Das ist lange her«, sagte der Bote wegwerfend. »Wen kümmern diese alten Geschichten?«

»Mich kümmern sie!« erwiderte Nermo Dhelim heftig. »Ich habe von der Entität gehört, die über ganze

Galaxien herrscht. Ich kann mir nicht vorstellen, daß eine solche Entität keine Hilfe brauchen kann. Sollte ich

mich irren, dann sag mir das! In diesem Fall werde ich diese künstliche Welt verlassen und niemals

zurückkehren.«

»Dann würden andere an deiner Stelle kommen.«

»Das glaube ich kaum. Es war sehr schwer, diesen Ort zu finden, obwohl ich von den alten Berichten her

wußte, worauf ich zu achten hatte. Ich werde meine Kenntnisse für mich behalten. Außerdem liegt es offenbar

ganz im Ermessen deines Herrn, ob er sich und seine Welt sichtbar machen will oder nicht. Einen besseren

Schutz vor ungebetenen Gästen kann es kaum geben.«

»Du wirst die Position der künstlichen Welt also nicht verraten?«

»Nein.«

»Du scheinst mir ein charakterfester Mann zu sein«, bemerkte der Bote spöttisch. »Glaubst du, daß du dieses

Versprechen auch tatsächlich halten kannst?«

Nermo Dhelim war sich dessen sehr sicher.

»Sage, was du zu sagen hast!« forderte er barsch. »Ich verlange von dir alle Informationen, die du mir im

Auftrag deines Herrn geben sollst, aber keine Anspielungen auf Dinge, über die du dann doch nicht reden

darfst.«

»Vielleicht ist ein bißchen Neugierde eines der Kriterien, auf die es ankommt«, sprach der Bote in orakelhaftem

Tonfall. »Hast du keine Angst, dir deine Chancen zu verderben?«

»Du bist nur ein Bote«, erwiderte Nermo Dhelim kühl. »Du bist nicht Herr über deine eigenen Entscheidungen.

Dir bleibt ohnehin keine andere Wahl, als mir mitzuteilen, was man dir aufgetragen hat. Und andererseits: Was

darüber hinausgeht, kannst du mir sowieso nicht verraten. Ich werde deinen Herrn nach diesen Dingen fragen,

wenn es soweit ist, daß ich selbst mit ihm sprechen kann.«

»Wie du willst!« sagte der Bote und wandte sich ab. »Stolz ist das, was dir hier am allerwenigsten von Nutzen

ist!«

Noch während der Bote sprach, begann er sich aufzulösen. Plötzlich sah der Wissenschaftler einige helle Sterne

durch den schwarzen Schatten scheinen. Binnen Sekunden wurden diese Lichtpunkte immer zahlreicher.

»Hiergeblieben!« rief Nermo Dhelim erschrocken. »Du bist noch nicht fertig!«

Der Bote lachte.

»Hier hat nur einer Fragen zu stellen«, behauptete er. »Und das bist nicht du!«

»Gut, einverstanden!« lenkte Nermo Dhelim hastig ein. »Nenne mir die Fragen, und ich werde sie beantworten,

so gut ich kann!«

»Du armer Wicht!« spottete der Bote. »Für wie klug hältst du dich eigentlich? Du kannst meine Fragen sowieso nicht beantworten.«

»Nenne sie mir!« schrie der Wissenschaftler in heller Panik, denn der Bote war schon fast nicht mehr zu sehen.

»Gib mir wenigstens eine Chance! Wie lautet die erste Frage?«

»Die erste ist schon beantwortet«, erwiderte der Bote. »Die zweite auch. Und mit der dritten kannst du nichts

anfangen.«

»Wie willst du das jetzt schon wissen? Stelle mir diese dritte Frage!«

»Wie du willst«, sagte der Bote. »Die dritte Frage lautet: Wer hat das GESETZ initiiert und was besagt es?«

»Was ist das - das GESETZ?« fragte Nermo Dhelim irritiert. »Was ist damit gemeint?«

»Da siehst du es«, versetzte der Bote höhnisch. »Ich habe dir ja gleich gesagt, daß du nichts davon verstehst.

Ich hätte mir die Mühe sparen können. Mit Leuten wie dir sollte man sich gar nicht erst

abgeben.«

Damit verschwand er endgültig.

»Das ist nicht fair!« schrie Nermo Dhelim in die dunkle Nacht hinaus.

Er stand in der Finsternis auf dem weiten, leeren Platz, und nur das ständige Summen umgab ihn. Nichts und

niemand regte sich in seiner Umgebung. Die Stadt war wie ausgestorben.

»So geht man nicht mit Wesen um, wenn man Auskünfte von ihnen haben will!« rief er. »Laß uns vernünftig miteinander reden!«

Keine Antwort.

»Komm zurück, Bote!« flehte der Wissenschaftler.

Er drehte sich langsam im Kreis, aber er wartete vergebens.

»Du verdienst keine Antwort«, sagte er schließlich voller Bitterkeit. »Wahrscheinlich ist das alles sowieso nur

ein verrücktes Spiel. Ich sollte in mein Raumschiff steigen und diese seltsame Welt wieder verlassen. Ich

glaube nicht, daß ich hier am richtigen Ort bin.«

Nichts.

»Ich weiß nicht, ob du wirklich eine Superintelligenz bist«, fuhr er nach einiger Zeit fort. »Du führst dich eher

auf wie ein verzogenes Kind. Oder besser noch: wie einer, der den Verstand verloren hat.«

Ein Gelächter brach über ihn herein, so laut und dröhnend, daß er sich instinktiv die Ohren zuzuhalten

versuchte. Aber das nutzte nichts, denn dieses Gelächter war mitten in seinem Kopf.

Nermo Dhelim wandte sich um und floh.

Als er sein Raumschiff erreichte, fand er die Schleuse verschlossen.

Er drehte sich um und nahm die Hände von den Ohren.

»Also gut!« schrie er. »Ich habe verstanden. Ich werde warten.«

Das Gelächter hörte auf.

Nermo Dhelim kauerte sich am Ende der Rampe zusammen, schlang die Arme um die Knie und wartete auf den Morgen.

2.

Nachdem Perry Rhodan, Atlan und Gucky erfahren hatten, daß Wanderer auf der Umlaufbahn des Planeten

History materialisiert war, hatten sie es sehr eilig gehabt, zur ATLANTIS zurückzukehren.

Jetzt näherte sich Atlans Raumschiff der Kunstwelt von ES.

Zu den drängendsten Problemen, mit denen die ehemaligen Aktivatorträger sich zur Zeit herumschlugen,

gehörte die Frage, warum ES die Zellaktivatoren zurückverlangt hatte.

Die von ES gegebene Begründung, die von ihm gesetzte Frist von zwanzigtausend Jahren sei abgelaufen, war falsch.

Es war unverständlich, wie einer Superintelligenz ein so schwerwiegender Fehler unterlaufen konnte.

Mindestens ebenso unverständlich war die Entscheidung, die ES nach der Rückgabe der Zellaktivatoren

getroffen hatte: Er hatte die Linguiden zu seinem neuen Hilfsvolk erklärt und vierzehn

linguistische

Friedensstifter mit dem Geschenk der Unsterblichkeit bedacht.

Was lag näher, als einen Zusammenhang zwischen diesen beiden Fehlentscheidungen zu vermuten?

Die Linguisten waren völlig überraschend auf der kosmischen Bühne erschienen. Niemand schien sie gekannt

zu haben, bevor sie anfangen, sich bei den Blues als unparteiische Schiedsrichter zu betätigen.

Keines der vielen

raumfahrenden Völker in der Galaxis konnte auf alte Berichte über die Linguisten verweisen.

Das war seltsam genug, um Verdacht zu erregen, zumal die Linguisten ein so einmaliges Talent besaßen, daß es

einer Erwähnung wahrhaftig wert gewesen wäre.

Aber damit nicht genug: Auch die Linguisten selbst schienen über ihre eigene Herkunft

keineswegs besser

unterrichtet zu sein als irgend jemand sonst. Es schien, als hätten sie sich niemals Gedanken darüber gemacht,

woher sie gekommen waren oder von wem sie abstammten.

Die Erklärungen, die sie zu diesem Thema zu bieten hatten, waren erstaunlich naiv. Wer sie hörte, mußte

unweigerlich zu dem Schluß kommen, daß Evolution zu jenen Fremdwörtern gehörte, die die Linguisten zwar

für den Sprachgebrauch importiert, aber niemals richtig begriffen hatten.

Und so sahen sich die ehemaligen Aktivatorträger gezwungen, der Sache selbst auf den Grund zu gehen.

Es dauerte gar nicht lange, da fanden sie die ersten Anhaltspunkte. Die Linguisten waren offenbar aus

Mischlingen zwischen Tefrodern und Arkoniden hervorgegangen.

Die Tefroder hatten sich damals in der Milchstraße aufgehalten, weil sie nach der Welt des ewigen Lebens

suchten. Sie glaubten zu wissen, daß sie diese Welt in einem Sonnensystem mit dreiundvierzig Planeten finden

würden.

Es waren offenbar die Tefroder gewesen, die diese Legende überhaupt erst in die Milchstraße gebracht hatten.

Viele Jahrtausende später hatte ein Arkonide diese Legende wiederentdeckt. Die Unsterblichkeit war ein

verlockendes Ziel gewesen. Der Arkonide war der Spur gefolgt und hatte die mysteriöse Welt des ewigen

Lebens auch tatsächlich aufgespürt.

Diese Welt hieß Wanderer, gehörte der Superintelligenz ES und war zu jenem Zeitpunkt

Bestandteil des

Wegasystems.

Und das Wegasystem hatte zweiundvierzig Planeten.

Wenn man all das zusammenzählte, dann mußte man zu dem Schluß kommen, daß die Tefroder über die

Superintelligenz Bescheid gewußt hatten. Und das wiederum bedeutete, daß ES in ferner Vergangenheit -

vermutlich in der Zeit zwischen 22.000 bis 20.000 v. Chr. - im Andromeda-Nebel präsent

gewesen sein mußte,
und zwar in einer Art und Weise, durch die die Tefroder irgendwann auf die Idee gekommen waren, die
Superintelligenz mit dem Begriff der Unsterblichkeit in Verbindung zu bringen.
Was jedermann sofort an die Meister der Insel denken ließ.
Als Perry Rhodan Mitte März mit der AMAGORTA aus Truillau zurückgekehrt war, hatte Atlan bereits die
CIMARRON und die HALUTA als Vorauskommando nach Andromeda geschickt. Rhodan, Atlan und Gucky
waren den beiden Schiffen mit der ATLANTIS gefolgt.
Vielleicht - so hatten sie es sich überlegt - war die Erklärung für den augenblicklichen Zustand der
Superintelligenz in der Vergangenheit zu suchen, und möglicherweise gab es gerade hier, im Andromeda-
Nebel, in den einstigen Machtzentren der Tefroder und der Meister der Insel, irgendwo einen Hinweis darauf,
warum ES sich plötzlich so intensiv für die Linguiden zu erwärmen vermochte. Wenn man diesen Hinweisen
nachspürte, fand man vielleicht sogar eine Möglichkeit, ES über seinen verhängnisvollen Irrtum aufzuklären
und die Ursachen für seine derzeitige Verwirrtheit zu beseitigen.
Also hatten sie sich auf die Suche gemacht.
Mittlerweile konnte man den Eindruck haben, daß ES gewillt war, ihnen jede nur denkbare Hilfe angedeihen zu lassen.
Zweimal hatte es die Sucher aus der Milchstraße bereits in die Vergangenheit verschlagen. Sie hatten das Ende
der Paddler miterlebt und waren Zeuge jener Vorgänge geworden, die zur Desaktivierung des zellaktivierenden
Feldes um den Planeten History geführt hatten.
Aber sie waren sich nicht restlos sicher, daß all dies auf das Wirken von ES zurückzuführen war. Im Andromeda-Nebel gingen seltsame Gerüchte um. Die Maahks und die Tefroder fürchteten sich vor einer
Rückkehr der Meister der Insel. So unvernünftig diese Furcht auch sein mochte - sie war vorhanden, und sie
war echt.
Abgesehen davon erweckten die jüngsten Ereignisse tatsächlich den Eindruck, daß es hier nicht ganz mit
rechten Dingen zugeht. Es schien, als wären die Spuren der Zeit durcheinandergeraten.
Es war ein tefrodischer Situationstransmitter gewesen, der sie in die Vergangenheit verfrachtet hatte, zurück an
jenen Punkt im Strom der Zeit, an dem der Untergang der Paddler stattgefunden hatte.
Womit sich die Frage erhob, wer diesen tefrodischen Situationstransmitter eingesetzt und bedient hatte.
ES?
Aber hatte die Superintelligenz es wirklich nötig, auf derartige Mittel zurückzugreifen?
Oder waren es etwa tatsächlich die Meister der Insel, die auf irgendeine unbegreifliche Art und Weise die

Hände im Spiel hatten?

All diese Fragen und Probleme schienen sich in Wohlgefallen aufzulösen, als plötzlich Wanderer erschien.

»Es ist ein Hinweis, und er ist für uns bestimmt«, sagte Perry Rhodan mit voller Überzeugung.

»Es muß ein

Hinweis sein. Und dieser Hinweis stammt nicht von den Meistern der Insel, sondern von ES.

Alles andere

ergäbe keinen Sinn.«

»Der Glaube daran, daß alles immer irgendwie einen Sinn ergeben muß, ist mir in letzter Zeit abhanden

gekommen«, bemerkte Gucky. »Für Vorgänge, die etwas mit ES zu tun haben, gilt das doppelt.

Wenn das hier

ein Zeichen ist, dann waren die anderen seltsamen Ereignisse hier in Andromeda auch solche

Hinweise. Kann

mir irgend jemand verraten, was ES uns mit dem, was wir bisher erlebt haben, sagen wollte? Wie lautet seine

Botschaft? Kann mir das mal einer erklären?«

»Nein«, erwiderte Rhodan lakonisch.

Gucky seufzte.

»Schon gut«, murmelte er zerknirscht. »Die Frage war unfair. Ich ziehe sie hiermit zurück.«

»Vielleicht finden wir dort unten auf Wanderer eine Antwort«, sagte Atlan nachdenklich.

Rhodan und der Mausbiber schwiegen. Sie verfolgten den Anflug der ATLANTIS auf die

Kunstwelt der

Superintelligenz. Keiner von ihnen konnte daran glauben, daß ES ihnen die Landung so ohne weiteres erlauben

würde.

»Es wäre unlogisch, wenn er uns jetzt schon wieder Hindernisse in den Weg legen wollte«, flüsterte Rhodan,

als die ATLANTIS die Kunstwelt erreichte.

Es klang wie eine Beschwörung.

Im selben Augenblick wich das Raumschiff von seinem bisherigen Kurs ab.

»Es hat keinen Sinn«, meldete die Kommandantin der ATLANTIS. »Wir kommen derzeit nicht an Wanderer

heran.«

Die drei ehemaligen Aktivorträger sahen sich schweigend an.

»Wir versuchen es mit einem Beiboot«, sagte Atlan schließlich.

Wenig später wußten sie, daß auch dieser Versuch zum Scheitern verurteilt war.

»Ich komme auch nicht durch«, ließ Icho Tolot sich aus der HALUTA vernehmen. »Da ist alles dicht.«

»Es ist wirklich wie verhext«, stellte der Arkonide deprimiert fest. »Allmählich hätte ich große Lust, unserer

werten Superintelligenz einmal ordentlich die Meinung zu sagen. Ich glaube, ES will uns an der Nase

herumführen.«

»Wenn alles nichts hilft«, ließ Gucky sich vernehmen, »muß ich wohl mal wieder ran.«

Rhodan sah sich nach dem Mausbiber um und schüttelte den Kopf.

»Das Risiko ist zu groß«, sagte er.

Gucky ließ in einem flüchtigen Lächeln seinen Nagezahn sehen.

»Was kann uns schon passieren?« fragte er herausfordernd. »Laßt es mich wenigstens versuchen!«

»Er hat recht«, bemerkte Atlan. »Schlimmstenfalls werden wir zurückgeworfen. Dann sind wir wieder am

Ausgangspunkt angelangt.«

»Wir könnten sterben«, korrigierte Rhodan grob.

»Hast du das auch schon bemerkt?« fragte der Arkonide sarkastisch.

»Sei nicht albern!« erwiderte Rhodan ärgerlich. »Du weißt genau, wie riskant es ist, sich mit den Schutzschirmen von Wanderer anzulegen. Wenn schon mit der ATLANTIS kein Durchkommen ist, wird es

auch für einen Teleporter kein Schlupfloch geben. Wenn ES nicht will, daß wir ihn aufsuchen, haben wir keine

Chance.«

»Woher willst du wissen, daß er es nicht will?«

Gucky rutschte von dem Sessel, auf dem er es sich gemütlich gemacht hatte.

»Es ist in erster Linie mein Risiko«, stellte er fest. »Und es ist mein fester Entschluß, daß ich es versuchen

werde. Wenn ihr mitkommen wollt, dann sagt mir rechtzeitig Bescheid. Wenn nicht - auch gut.«

»Wartet!« sagte Icho Tolot, wobei man ihm anmerkte, daß es ihm Mühe bereitete, seine Stimme zu dämpfen.

»Geht nicht ohne mich!«

»Ich kann nur zwei mitnehmen«, bemerkte Gucky. »Wenn es geht, kehre ich zurück und hole dich.«

»Ich bin noch nicht einmal dazu gekommen, euch von meinen Nachforschungen zu berichten«, gab der Haluter

zu bedenken.

»Wir haben keine Zeit zu verlieren«, behauptete der Mausbiber.

Er drehte unruhig den Kopf.

Rhodan fragte sich, ob Gucky möglicherweise mit Hilfe seiner Psi-Kräfte Informationen auffing, die ihnen

allen verborgen blieben und von denen sie niemals etwas erfahren würden, falls der Ilt sich nicht bereit fand,

darüber zu berichten.

»Ich werde jetzt springen«, verkündete Gucky.

»Es hat sicher keinen Sinn, es dir zu verbieten«, bemerkte Rhodan nachdenklich.

»Du kannst es ja versuchen«, schlug der Mausbiber gelassen vor. »Aber ich würde es mir an deiner Stelle sehr

genau überlegen. Du und Atlan - ihr dürftet diejenigen sein, die da draußen auf Wanderer am ehesten etwas

ausrichten könnten. Und da wir nun einmal hier sind, sollten wir nicht allzu lange warten. Wer weiß, wie lange

Wanderer an dieser Stelle bleibt.«

»Eben das ist der Punkt, der mir Sorgen bereitet«, erklärte Rhodan. »Was tun wir, wenn Wanderer plötzlich

verschwindet; während wir drüben sind?«

»Dann haben wir eine gute Gelegenheit, endlich herauszufinden, was ES in seinen Mußestunden treibt«,

bemerkte Atlan sarkastisch. »Vielleicht wäre das sogar sehr aufschlußreich für uns.«

»Ich glaube eher, daß wir es bitter bereuen würden, ein solches Risiko eingegangen zu sein«, sagte Rhodan und wandte sich an den Mausbiber. »Darum wollte ich den Eindruck vermeiden, daß es meine Absicht ist, dich zu drängen, mein Freund. Aber wenn du sowieso einen Sprung in diese Richtung tust, würde ich dich gerne begleiten.«

»Warum nicht gleich so?« fragte Gucky spöttisch. Vom Vorgang der Teleportation selbst merkten sie nichts. Das war an und für sich nicht ungewöhnlich - ganz im Gegenteil -, aber hier, in diesem besonderen Fall, hatten sie sich instinktiv auf mehr oder weniger dramatische Begleiterscheinungen eingestellt.

Auch Gucky wirkte überrascht angesichts der Tatsache, daß es ihm so leichtgefallen war, die Schutzschirme von Wanderer zu überwinden.

»Es kommt mir fast so vor, als hätte jemand nachgeholfen«, sagte er nachdenklich.

»So, als hätte ES uns herübergeholt?« fragte Rhodan.

»Genau so«, bestätigte der Ilt.

Keiner der drei Besucher wagte es, den Verdacht zu äußern, daß dies ein gutes Zeichen sein könnte. Sie hatten

schon viel zu oft geglaubt, endlich Grund zur Hoffnung zu haben. Bis jetzt waren sie noch jedesmal enttäuscht worden.

ES war nicht für die ehemaligen Aktivatorträger zu sprechen. Sie kamen nicht an die Superintelligenz heran.

Solange sich das nicht änderte, würden die Galaktiker wohl kaum herausfinden können, von welcher Art die

Schwierigkeiten waren, in denen ES steckte, und wie man der Superintelligenz aus ihrer möglicherweise gefährlichen Situation heraushelfen konnte.

»Immerhin sind wir diesmal näher dran als je zuvor«, stellte Atlan fest. »Zumindest rein räumlich gesehen.«

Sie befanden sich in der Maschinenstadt im Zentrum von Wanderer. Direkt vor ihnen lag jenes kuppelförmige

Gebäude, in dem ES sich etwaigen Besuchern dieser Stadt bevorzugt zu zeigen pflegte.

Wenn die Superintelligenz das zu tun liebte.

»Man könnte fast glauben, daß ES uns mit aller Gewalt zu einer Audienz bitten will«, murmelte Gucky nachdenklich.

Atlan trat an das Tor und rüttelte daran.

Das Tor ließ sich nicht öffnen.

Während Gucky und Atlan sich auf den Kuppelbau konzentrierten, hatte Rhodan sich umgedreht und einen

Blick über den weiten, freien Platz im Zentrum der Maschinenstadt geworfen.

»Räumlich mögen wir am richtigen Ort sein«, sagte er. »Aber zeitlich gesehen sind wir wahrscheinlich wieder einmal an falscher Stelle.«

Atlan und der Mausbiber fuhren herum.

»Das dort ist ein Kleinstraumschiff von altlemurischer Bauart, wenn ich mich nicht irre«, fuhr Rhodan fort.

»Ein Beiboot wahrscheinlich. Das kann natürlich eine Täuschung sein oder eines dieser verrückten

Theaterspiele, die unser Freund uns so gerne vorführt, aber so recht kann ich nicht daran glauben.«

»Sehen wir es uns an!« schlug Atlan vor und ging voran.

Als sie sich dem fremden Schiff näherten, erkannten sie eine Gestalt, die zusammengekrümmt am unteren Ende

der Rampe kauerte, die zur Schleuse des Raumschiffs hinaufführte.

»Ein Bote von ES«, vermutete Rhodan.

Aber für einen Boten verhielt sich dieses Wesen reichlich seltsam: Es schien die Annäherung der drei Besucher

gar nicht zu bemerken.

Die Reglosigkeit des Fremden irritierte den Terraner.

»Was ist mit ihm los?« fragte er den Mausbiber. Ein erschreckender Gedanke kam ihm in den Sinn. »Ist er tot?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Gucky mürrisch.

»Was ist los?« fragte Rhodan beunruhigt. »Selbst wenn du seine Gedanken nicht lesen kannst - du solltest doch

wenigstens feststellen können, ob er denkt.«

»Sollte ich das?« fragte der Ilt bissig.

Gucky hatte Mühe, mit den beiden Männern Schritt zu halten. Rhodan dachte zunächst, daß dies die Ursache

der miserablen Laune des Mausbibers sei.

Gucky war seit jeher nicht besonders gut zu Fuß, und er haßte es, laufen zu müssen.

Andererseits gab es keinen ersichtlichen Grund, warum der Mausbiber sich nicht einfach hätte vorausteleportieren sollen. Wenn er das nicht tat, dann wahrscheinlich nur deshalb, Weil er zur Zeit gar nicht

teleportieren konnte.

»Du kannst seine Gedanken also nicht lesen«, stellte Rhodan fest. »Und wahrscheinlich könntest du uns jetzt

auch nicht zur ATLANTIS zurückteleportieren.«

»Du sagst es«, erwiderte der Ilt grimmig. »Tut mir leid.«

Rhodan schüttelte unwillig den Kopf.

»Wenn ES uns hier festhalten will, dann bedeutet das, daß er tatsächlich die Absicht hat, uns etwas

mitzuteilen«, überlegte er. »Du hattest vorhin den Eindruck, daß er bei der Teleportation nachgeholfen hat. Das

alles wirkt auf mich eher ermutigend.«

Es war offensichtlich, daß Atlan und der Ilt den Optimismus des Terraners nicht zu teilen vermochten.

Die drei Besucher erreichten das fremde Raumschiff. Das Geräusch ihrer Schritte weckte den Fremden auf. Er

hob den Kopf und sah sie an. Dann stand er hastig auf.

Er wirkte unsicher und verwirrt.

»Seid ihr Boten des Unsterblichen?« fragte er in der Sprache der alten Lemurer.
Rhodan und der Arkonide wechselten einen schnellen Blick miteinander.
Damit war zumindest eine ihrer Fragen beantwortet: Dieses Wesen war ihnen nicht von ES
gesandt worden, um
ihnen Auskünfte zu erteilen. Der Fremde war allem Anschein nach mindestens so unwissend wie
die Besucher
selbst.
»Wir sind keine Boten«, erwiderte der Terraner in der Sprache des Fremden. »Wir sind nur Gäste
auf dieser
Welt.«
Der Lemurer atmete sichtlich auf.
Er war mittleren Alters, hager und hochgewachsen. Sein dunkles Haar war zerwühlt und zerrauft.
Der Fremde
hatte die für Lemurer typische, samtigbraune Haut, aber im Augenblick wirkte er blaß,
durchgefroren und
übermüdet.
Er hatte zweifellos eine sehr schlechte Nacht hinter sich.
»Ich habe schon befürchtet, daß ich den Unsterblichen verärgert haben könnte«, sagte er.
»Unsere Anwesenheit ist kein Beweis dafür, daß du das nicht getan hast«, bemerkte Atlan. »Was
hast du
angestellt, daß du einen solchen Verdacht gefaßt hast? Wer bist du überhaupt, und wie bist du
hierhergekommen?«
»Mein Name ist Nermo Dhelim«, erwiderte der Lemurer.
Er musterte die beiden Männer und den Ilt.
In seiner Heimat war er sicher ein mächtiger und einflußreicher Mann. Man sah es an seiner
Haltung und hörte
es an der Art, wie er sprach: Er war es gewöhnt, daß man ihm Achtung und Aufmerksamkeit
zollte.
Er war es nicht gewohnt, daß wildfremde Leute ihn noch vor dem Frühstück auszufragen
versuchten.
»Was eure anderen Fragen betrifft, so sehe ich vorerst keinen Grund, sie zu beantworten«, sagte
er kurz
angebunden.
»Weißt du, auf welcher Art von Welt du dich hier befindest?« fragte Rhodan.
»Weißt du es?« fragte der Lemurer herausfordernd zurück.
»Dies ist der Sitz einer Superintelligenz.«
»Das habe ich mittlerweile begriffen«, erwiderte Nermo Dhelim spöttisch. »Aber dies ist keine
besonders
genaue Definition, nicht wahr?«
Der Terraner lächelte.
»Nein«, gab er zu. »Warum bist du hier? Bist du auf der Jagd nach der Unsterblichkeit?«
»Ich wüßte nicht, was dich das angeht!« bemerkte Nermo Dhelim scharf.
Rhodan lachte leise auf.
»Du verstehst mich falsch, mein Freund!« sagte er beruhigend. »Wir sind in einer ähnlichen Lage
wie du, aber
wir sind nicht deine Konkurrenten. Außerdem ist die Unsterblichkeit ein verlockendes Ziel für
jedermann. Es
ist keine Schande, sie sich zu wünschen.«

Der Lemurer beobachtete ihn mißtrauisch. Dann sah er Atlan an, schließlich den Mausbiber.

»Seid ihr unsterblich?« fragte er.

»Wir waren es«, erwiderte Rhodan sanft.

»Seid ihr Lemurer? Überlebende aus dem großen Tamanium? Hat der Unsterbliche euch deshalb zu mir

geschickt - als Lehrer und Ratgeber?«

Rhodan fühlte sich versucht, ihm die Wahrheit mitzuteilen, aber er sagte sich, daß es für den Augenblick besser

war, darauf zu verzichten.

Nermo Dhelim stammte aus einer ganz anderen Zeit. Es wäre gefährlich gewesen, ihm Informationen

zukommen zu lassen, die er möglicherweise unter anderen Umständen nicht bekommen hätte.

»Wir wissen nicht, warum wir hier sind«, sagte er, und das war nicht einmal eine Lüge.

»Das scheint mir typisch für dieses Wesen zu sein«, sagte Nermo Dhelim seufzend. »Man weiß nie, woran man mit ihm ist.«

»Das ist richtig«, bestätigte der Terraner trocken.

»Wenn ich euch nicht antworte, kann das böse Folgen für mich haben.«

»Das ist nicht auszuschließen.«

Auch das entsprach der Wahrheit.

Irgendeinen Grund mußte es für dieses Zusammentreffen geben. Es war durchaus nicht sicher, wer von ihnen

hier und jetzt von ES auf die Probe gestellt werden sollte.

Es war jedoch für keinen von ihnen ratsam, die Erwartungen der Superintelligenz zu enttäuschen.

»Ich bin einem der großen Geheimnisse des Universums auf der Spur«, sagte Nermo Dhelim zögernd. »Ich

habe Beweise dafür gefunden, daß unser Abschnitt des Universums von einem Geistwesen verwaltet wird.

Diese Entität muß über eine schier unvorstellbare Fülle von Macht und Wissen verfügen. Ich habe die Existenz

dieser Entität anhand vieler Indizien nachgewiesen.«

»Tatsächlich?« fragte Atlan überrascht. »Wie hast du das angestellt?«

Auf diese Frage wollte der Lemurer offensichtlich nicht eingehen.

»Es gibt uralte Aufzeichnungen aus der Zeit vor dem Exodus meiner Vorfahren aus der Zweiten Galaxis«,

erklärte er ausweichend. »Diese Aufzeichnungen beweisen, daß die Lemurer schon damals Günstlinge der

Superintelligenz waren. Nur der Überfall der Bestien vor rund achtundzwanzigtausend Jahren hat verhindert,

daß meine Vorfahren auf dem Planeten der Unsterblichkeit ihre offizielle Anerkennung als bevorzugtes

Hilfsvolk der Superintelligenz, verliehen bekamen. Ich habe mich auf die Suche nach diesem legendären

Planeten der Unsterblichkeit gemacht, um die Superintelligenz an die Vergangenheit zu erinnern und ihr die

Dienste meines Volkes anzubieten.«

In den letzten Worten schwang bittere Enttäuschung mit.

»An Unsterblichkeit für mich selbst habe ich dabei allerdings nicht gedacht«, fügte Nermo

Dhelim hinzu.

»Du hast bisher keinen Erfolg gehabt«, stellte Rhodan fest.

»Ich erkläre das alles nun schon zum zweitenmal«, seufzte der Lemurer resignierend. »Ich fürchte, daß ihr auch

nicht besser informiert seid als der Bote, mit dem ich es in der Nacht zu tun hatte. Es scheint, daß man hier, auf

dem sogenannten Planeten der Unsterblichkeit, niemals eine konkrete Antwort bekommt. Ich hatte mir das alles

ein bißchen anders vorgestellt.«

Da bist du nicht der einzige, dachte Rhodan.

Er konnte die Enttäuschung des Lemurer gut verstehen.

Die Superintelligenz schien wirklich nicht besonders viel Verständnis für ihre Besucher aufbringen zu können.

Sie ignorierte konsequent alle Vorstellungen, die ihre Gäste sich von einem Zusammentreffen mit einem so

mächtigen und wissenden Wesen machten.

Wahrscheinlich war das Absicht, vielleicht aber auch nur reine Gedankenlosigkeit.

Ein bißchen feierlicher könntest du solche Augenblicke schon gestalten, dachte der Terraner an die Adresse von

ES.

Dann wurde ihm bewußt, daß ein anderer Rahmen gerade in diesem Fall eher makaber gewirkt hätte.

Der Fremde, dessen Bekanntschaft sie gerade gemacht hatten, war ein andro-lemurischer Wissenschaftler aus

einer Epoche, in der es noch keine Meister der Insel gegeben hatte.

Aber es würde sie geben.

Sehr bald sogar.

Dieser Gedanke weckte wahrhaftig keine besonders feierlichen Assoziationen.

»ES wird uns nicht blindlings in irgendeine Zeit befördert haben«, bemerkte Atlan leise auf Interkosmo. »Ich

glaube, ich weiß, was er uns zeigen will.«

Sie alle wußten es.

Bis auf Nermo Dhelim.

Er war der, mit dem das Unglück begann. Derjenige, der den Meistern der Insel das lieferte, was sie

unüberwindlich gemacht hatte - oder machen würde, je nachdem, von welchem zeitlichen Standpunkt aus man

es betrachtete:

Die Unsterblichkeit.

»Die Frage ist nur, was ES uns damit verständlich machen will«, sagte Rhodan.

»Wir werden sehen«, murmelte der Arkonide.

»Ich hoffe, daß du recht behältst«, erwiderte der Terraner sarkastisch. »In letzter Zeit habe ich manchmal den

Eindruck, daß wir eben nicht sehen - jedenfalls nicht das, was eigentlich ganz offensichtlich sein sollte.«

Gucky hatte die Kuppelhalle im Auge behalten.

»Es geht los«, sagte er leise. »Da kommt jemand.«

»Homunk«, vermutete Rhodan.

Noch während er den Namen aussprach, wußte er, daß er einen Denkfehler begangen hatte.
»Nicht Homunk«, verbesserte er sich. »Der war extra für uns bestimmt. Für den Lemurer wird ES einen
anderen Boten bereitstellen.«
»Da hast du recht«, erwiderte Gucky tonlos. »Es ist ein anderer.«
Rhodan und der Arkonide drehten sich hastig um.
Der Mann, der auf sie zukam, war Ernst Ellert.
3.
Rhodan hatte sich stets etwas darauf zugute gehalten, ein schlagfertiger Mann zu sein. Einer, der sich auf jede
Situation einstellen konnte.
Einen »Sofortumschalter« hatte man ihn genannt.
Aber Ernst Ellert hier und jetzt zu sehen, das war wie ein Schlag ins Gesicht.
Damit erhebt sich die Frage, ob überhaupt irgend etwas von dem, was wir hier erleben,
irgendeine Beweiskraft
hat, dachte der Terraner. Möglicherweise unterliegen wir schon in bezug auf die Frage, in
welcher Zeit wir uns
befinden, einem grundlegenden Irrtum.
Sie hatten bisher angenommen, daß es sie in die Vergangenheit verschlagen hatte. Das schien
dem Terraner
jetzt jedoch gar nicht mehr so sicher zu sein.
Ernst Ellert war in ES aufgegangen.
Aber das war der Stand der Dinge in jener Zeit, in der Rhodan, Atlan und der Mausbibber zu
Hause waren:
Im Jahre 1173 NGZ.
Es war völlig unerklärlich, auf welche Weise ES den Teletemporarier als seinen Boten
verwenden konnte - hier
und jetzt, im Andromedanebel, rund 27.000 Jahre vor jenem Augenblick, in dem Ellert zu einem
Teil der
Superintelligenz geworden war.
Beziehungsweise werden würde.
Das Ganze war nicht einfach nur unlogisch oder verrückt.
Es war schlichtweg nicht möglich.
»Vielleicht sind wir gar nicht in der Vergangenheit gelandet«, sagte Rhodan langsam. »Vielleicht
ist Wanderer
statt dessen samt diesem Lemurer in unsere Gegenwart gekommen.«
Es klang so hilflos, wie er sich fühlte.
Er war völlig verwirrt. Er wußte nicht mehr, was er denken oder glauben sollte.
»Wir wissen schon seit jeher, daß ES ein etwas seltsames Verhältnis zur Zeit und zu den
Gesetzen der
Kausalität haben muß«, sagte Atlan langsam, offensichtlich bemüht, dem Schock, den Ernst
Ellerts Anblick
auch ihm versetzt hatte, mit logischen Argumenten zu Leibe zu rücken.
Es gelang ihm nicht.
Er winkte ab.
»Es ist der Gipfel der Verrücktheiten«, gab er resignierend zu.
»Vielleicht ist es gar nicht unser Ernst Ellert«, bemerkte Gucky hoffnungsvoll.
»Er sieht aber ganz so aus«, erwiderte Rhodan.

»Er hat etwas Fremdes an sich«, behauptete der Mausbiber hartnäckig.
Nermo Dhelim murmelte etwas Unverständliches und ging dem herannahenden Gesandten der Superintelligenz

entgegen. Die drei Besucher folgten ihm.

Nermo Dhelim und der Bote trafen sich ungefähr auf halber Strecke zwischen dem kuppelförmigen Gebäude und dem lemurischen Beiboot.

»Mein Name ist Ernst Ellert«, sagte der Gesandte.

Er sah Nermo Dhelim dabei an. Die anderen drei Besucher würdigte er keines Blickes.

Rhodan stellte fest, daß Gucky recht hatte: Es war tatsächlich etwas Fremdes an dem angeblichen Teletemporarier. Es ließ sich jedoch im Augenblick nicht feststellen, worauf dieser Eindruck zurückzuführen

war.

»Du kannst nicht Ernst Ellert sein!« fuhr Rhodan den Gesandten der Superintelligenz an. »Woher kennst du

diesen Namen? Wer hat dir erlaubt, ihn zu benutzen? Du hast kein Recht dazu!«

Dabei hoffte der Terraner, daß der angebliche Ernst Ellert nicht auf diese Vorwürfe reagieren würde. Es hätte

Rhodan beruhigt, wenn er sich hätte sagen können, daß sie es nur mit einer Spukgestalt zu tun hatte - einer

Projektion, einer optischen Täuschung.

Der Gesandte wandte den Kopf, sah Rhodan geradewegs in die Augen und sagte kalt und abweisend: »Du bist

hier und jetzt nur Gast und Zuschauer. Verhalte dich auch so! Ich wurde nicht deinetwegen hierhergeschickt.

Folglich bin ich dir auch keine Auskunft schuldig. Ich werde keine weiteren Störungen dulden.«

Was auch immer diesen Eindruck der Fremdartigkeit hervorrufen mochte - es war nicht maßgeblich.

Die Augen, das Gesicht, die Stimme, alle Gesten und Bewegungen bewiesen es:

Dieser Mann war Ernst Ellert.

»Weißt du überhaupt, was du da tust?« schrie Rhodan ihn an.

»Selbstverständlich weiß ich das«, erwiderte Ellert streng. »Aber du solltest jetzt besser den Mund halten.

Deine Kenntnisse gehören nicht in diese Zeit. Das solltest du wissen.«

Rhodan war für einen Augenblick sprachlos.

»Folge mir!« sagte Ernst Ellert zu Nermo Dhelim, ohne den Terraner und dessen Begleiter noch weiter zu beachten.

Rhodan sah, wie der Gesandte der Superintelligenz sich umwandte und mit schnellen Schritten dem Rand des

Platzes zustrebte. Der Lemurer eilte hinter ihm her.

Das Ziel der beiden war unverkennbar das rote Tor, das zu ES und in die Halle mit dem Physiotron führte.

»Komm!« sagte Atlan drängend. »Wir werden sonst den Anschluß verpassen.«

Rhodan preßte die Lippen zusammen und zwang sich, einen Fuß vor den anderen zu setzen.

Seine Bewegungen

wirkten hölzern wie die einer schlecht geführten Marionette.

»Was mag bloß mit ihm passiert sein?« fragte er verzweifelt. »Und da wir gerade dabei sind: Was

ist mit uns
passiert?«
Atlas warf ihm einen merkwürdigen Blick zu.
»Vielleicht ist es besser, wenn wir uns nicht allzu intensiv mit dieser Frage beschäftigen«, sagte der Arkonide
leise. »Später können wir uns noch lange genug den Kopf darüber zerbrechen. Im Augenblick halte ich es für
wichtiger, daß wir die Augen offen halten und uns einprägen, was man uns zeigt.«
Ernst Ellert und der Lemurer hatten die Kuppel erreicht. Das Tor öffnete sich vor ihnen.
»Beeile dich ein bißchen!« forderte Atlas den Terraner auf.
Als Rhodan nicht sofort reagierte, rannte der Arkonide voran. Er erreichte das Tor und blieb in der Öffnung
stehen, als wollte er auf diese Weise verhindern, daß der Zugang geschlossen wurde, ehe seine Begleiter zur
Stelle waren.
Es war völlig klar, daß diese Maßnahme nutzlos gewesen wäre, wenn ES die Absicht gehabt hätte, die drei
Besucher auszusperren. Trotzdem beeilte Rhodan sich, so gut es ging.
Er atmete schwer, als er den Arkoniden erreichte.
»Was ist denn mit dir los?« fragte Atlas ungeduldig. »Selbst der Ilt war diesmal schneller als du. Und das,
obwohl er zu Fuß gegangen ist!«
Rhodan schob ihn ärgerlich beiseite und ging steifbeinig in die Halle hinein. Er hatte das Gefühl, an jedem Bein
eine Kanonenkugel hinter sich herzuziehen.
Er kannte diese Erscheinungen. Es war eine plötzliche Schwäche, die ihm in letzter Zeit hin und wieder zu
schaffen machte.
Er nahm an, daß auch die anderen ehemaligen Aktivatorträger unter derartigen Beschwerden zu leiden hatten -
Atlas wahrscheinlich in noch stärkerem Maß als jeder andere. Aus irgendeinem Grund neigten sie jedoch alle
dazu, das Problem einfach totzuschweigen.
Was diese Art der Problembewältigung betrifft, so befinden wir uns da--, mit allerdings in guter Gesellschaft;
dachte der Terraner bitter. ES ist auch nicht gerade gesprächig, wenn es um seine Schwierigkeiten geht.
Er legte den Kopf zurück und blickte nach oben, in die Dunkelheit, die unter dem gewölbten Dach der Halle
herrschte.
Wozu dieses Rätselraten? dachte er so intensiv, wie er nur konnte. Es wäre alles viel einfacher, wenn du dich
dazu herablassen könntest, mit uns zu reden!
Vor ihm klangen Stimmen auf, leise, seltsam hallend, als kämen sie aus weiter Ferne, aber gleichzeitig so
überdeutlich und aufdringlich wie eine Unterhaltung, die man ungewollt beim Einschlafen hört.
»Es geht los«, sagte Atlas leise.
»Es gibt in der Mächtigkeitsballung der Superintelligenz noch andere Völker, die Anlaß zu

großen Hoffnungen
geben«, sagte Ernst Ellert zu dem lemurischen Wissenschaftler. »Aber dein Volk, Nermo
Dhelim, ist zur Zeit
das einzige, dem mein Herr vertrauen will!«
Rhodan, Atlan und der Mausbiber blieben unwillkürlich stehen, obwohl sie noch ein gutes Stück
von Ellert und
dem Lemurer entfernt waren. Sie empfanden eine eigenartige Scheu angesichts der Szene, die sie
beobachteten.
Nermo Dhelim und Ernst Ellert standen im Zentrum der Halle, inmitten einer kegelförmigen
Zone matter
Helligkeit. Das Licht schien den Lemurer und seinen Gesprächspartner gleichsam über die
profane Realität
hinaus in eine andere, höhere Wirklichkeit zu erheben.
Rhodan fühlte sich, als hätte man ihn gerade eben aus einer Gemeinschaft ausgeschlossen, von
der er geglaubt
hatte, daß er ihr auf Lebenszeit angehören würde.
Ohne irgendeine Begründung hatte man ihn einfach beiseite geschoben.
»Warum gerade mein Volk?« fragte Nermo Dhelim. »Ist es, wegen unserer Abstammung? Weil
wir Lemurer
sind?«
»Ja«, sagte Ernst Ellert. »Das ist richtig.«
Nermo Dhelim lächelte.
Ob ich damals wohl auch so verträumt ausgesehen habe! dachte Rhodan.
Er hielt es für sehr wahrscheinlich.
»Es gibt noch andere Völker lemurischen Ursprungs«, fuhr Ernst Ellert fort. »Eines davon wird
in ungefähr
zwanzigtausend Jahren die Fesseln seines Planeten abstreifen und dann euren Platz einnehmen.«
»Er meint Terra und die Terraner«, flüsterte Atlan überrascht. »Aber wie kann er das jetzt schon
wissen, noch
dazu mit solcher Genauigkeit?«
»Bis es soweit ist, werdet ihr, du und dein Volk, die Helfer der Superintelligenz ES sein«, sagte
Ellert. »Ihr sollt
das herrschende Volk in der Lokalen Gruppe der Galaxien werden.«
»Was sollen wir für ES tun?« fragte der lemurische Wissenschaftler wie in Trance.
»Es wird eure Aufgabe sein, die Verhältnisse in der Mächtigkeitsballung zu ordnen und die
Mächte des Chaos
zu bekämpfen«, erwiderte Ellert.
»Das ist gewiß ein sehr ehrenvoller Auftrag«, sagte Nermo Dhelim zögernd. »Aber ich bin mir
nicht sicher, ob
wir einer solchen Aufgabe auch wirklich gewachsen sind. Der Bote der Superintelligenz hat
ebenfalls von den
Mächten des Chaos gesprochen. Wenn ich ihn richtig verstanden habe, dann handelt es sich dabei
um
Wesenheiten, die selbst einer Superintelligenz überlegen sind. Wie sollen wir Lemurer gegen
solche Mächte
bestehen können?«
»Indem ihr euch eines Mittels bedient, das ES zu eurer Unterstützung bestimmt hat«, erklärte
Ernst Ellert. »Du

und dreizehn andere deines Volkes - ihr werdet unsterblich sein.«

Nermo Dhelim wirkte keineswegs überrascht. Mittlerweile war so oft von der Unsterblichkeit die Rede

gewesen, daß er sich an dieses Thema gewöhnt hatte.

Er sah schweigend zu, wie Ernst Ellert sich bückte, einen Behälter vom Boden aufhob und ihn öffnete.

»Dies«, sagte Ellert, »sind vierzehn Zellschwingungsaktivatoren. Sie machen den, der sie trägt, unsterblich. Sie gehören dir.«

Nermo Dhelim starrte wie gebannt in das Innere des Behälters.

»Was nützt uns die Unsterblichkeit?« fragte er nach langem Schweigen. »Mit ihr allein läßt sich hoch kein

Kampf gewinnen. Vor allem nicht gegen die von dir erwähnten Mächte des Chaos.«

Ernst Ellert ging nicht auf diese Bemerkung ein.

»Auf euch wartet eine Aufgabe von wahrhaft kosmischer Bedeutung«, fuhr er fort. »Denn von euch wird es abhängen, wie sich das Leben in den Galaxien unserer Mächtigkeitsballung entwickeln wird. Ich hoffe, daß ihr im Sinne der Ordnungsmächte agieren werdet. Wenn nicht, dann käme dies einer Katastrophe gleich.«

Rhodan fragte sich, wie gut Ernst Ellert dieser Ernst Ellert in dieser Zeit - über die tatsächlichen Folgen dessen,

was hier und jetzt geschah, informiert sein mochte.

Nach Ellerts vorangegangenen Bemerkungen zu schließen, mußte der Gesandte der Superintelligenz über

Nermo Dhelim und die Meister der Insel Bescheid wissen. Aber wenn das wirklich der Fall war - wer Und Was

brachte ihn dann dazu, derart überflüssige Überlegungen zu äußern?

Die Übergabe der Zellaktivatoren an Nermo Dhelim war in jedem Fall mit dem Beginn einer Katastrophe

identisch. Es spielte gar keine Rolle mehr, welche Raffinessen der Lemurer anwenden würde, um die richtigen

Träger für die Aktivatoren zu finden. Es mußte sich zwangsläufig imitiert um die falschen Leute handeln.

Rhodan war nahe daran, allen bereits erfolgten Warnungen zum Trotz in das Geschehen einzugreifen.

Aber noch bevor er dazu kam, griff Nermo Dhelim zögernd in den Behälter hinein und nahm eines der

lebensspendenden Geräte heraus. Er hielt es an der dünnen Kette, an der es befestigt war, und betrachtete es fast

ein wenig ängstlich.

Schließlich streifte er sich die Kette über den Kopf.

Die Zellaktivatoren, die der lemurische Wissenschaftler soeben erhalten hatte, sahen anders aus als jene, die ES

später an die Galaktiker vergeben würde. Die der Galaktiker waren eiförmig, die der Meister der Insel dagegen

zylindrisch, ungefähr vier Zentimeter hoch und eineinhalb Zentimeter dick.

Es war, als sei mit der Übergabe der Aktivatoren der Bann gebrochen, der die drei Zuschauer bis

zu diesem

Augenblick gezwungen hatte, dem eigentlichen Ort des Geschehens fernzubleiben.

Rhodan spürte es als erster. Er ging zögernd in Richtung des rötlichen Lichtkegels.

Atlan und der Mausbiber folgten ihm.

»Die Zellaktivatoren«, sagte Ernst Ellert, ohne die drei Zuschauer zu beachten, »sind so konstruiert, daß sie sich

innerhalb einiger Tage auf ihre Träger abstimmen und dann nicht mehr übertragbar sind. Falls ein Aktivatorträger ein solches Gerät ablegt oder es ihm abgenommen wird, zerfällt der Besitzer zu Staub. Der

Zellaktivator zerstört sich selbst und vergeht in einer Leuchterscheinung.«

Nermo Dhelim blickte erschrocken auf das kleine, glänzende Gerät, das er sich um den Hals gehängt hatte.

»Du mußt also eine sehr sorgfältige Auslese treffen und es dir gut überlegen, wem du die Unsterblichkeit geben

willst«, fuhr der Gesandte der Superintelligenz fort. »Du kannst eine einmal getroffene Entscheidung nicht

mehr rückgängig machen.«

Rhodan und seine beiden Begleiter erreichten den Rand des Lichtkegels. Ellert und der Lemurer schienen die

drei Ankömmlinge gar nicht wahrzunehmen.

»Die Zellaktivatoren«, sagte Ernst Ellert auf so drängende Weise, als fürchtete er, daß ihm möglicherweise

nicht mehr genug Zeit für seine Erklärungen bliebe, »steuern nicht nur den Zellhaushalt ihrer Träger, sondern

können auch ein stabilisierendes Element im Kosmos darstellen.«

Rhodan tat einen schnellen Schritt, erreichte den Gesandten der Superintelligenz und hob die Hand, als wolle er

Ellert am Ellbogen packen. Er scheute jedoch im letzten Augenblick vor einem direkten Kontakt zurück.

»Ein stabilisierendes Element?« fragte er scharf. »Wie soll das funktionieren? Und warum haben wir nie etwas

davon erfahren?«

Ernst Ellert wandte langsam den Kopf und blickte zu dem Terraner hin.

»Wenn die Mächte des Chaos Einfluß auf die Geschehnisse nehmen und dabei das Gleichgewicht im Kosmos

verschieben, wird der Moralische Kode des Universums beeinträchtigt«, erklärte er. »Derselbe Vorgang, der in

den Zellaktivatoren den Trägern die Unsterblichkeit schenkt, ist auch in der Lage, in geringem Maße auf das

Raum-Zeit-Gefüge einzuwirken. Ähnlich wie die in den Kosmonukleotiden vorkommenden Psiqs.«

»Ich verstehe kein Wort!« klagte Nermo Dhelim verwirrt. »Was ist das: der Moralische Kode?« Ellert schien für einen Augenblick irritiert zu sein.

»Woher sollte er es wohl wissen?« fragte Rhodan. »Die Meister der Insel haben von den Ultimaten Fragen

nichts gewußt und dementsprechend auch niemals nach den Antworten gesucht. Sie hatten nichts mit den

Kosmonukleotiden zu tun. Sie wußten nicht einmal, was das überhaupt ist. Bist du sicher, daß

das, was du gerade gesagt hast, wirklich für den Lemurer bestimmt ist?«
Es war, als spräche er gegen eine Wand.
Nermo Dhelim blickte zwischen Ellert und Rhodan hin und her, offensichtlich unschlüssig, an wen er sich wenden sollte.
»Ultimate Fragen?« fragte er schließlich in Rhodans Richtung. »Wie viele gibt es davon, und wie lauten sie?«
»Es waren drei«, sagte Rhodan.
»Es werden einmal drei sein«, korrigierte Atlan. »Aber das braucht dich nicht zu interessieren.«
»Ich glaube, ich verstehe, worauf ihr hinauswollt«, sagte der Lemurer gedehnt. »Wer hat das GESETZ initiiert - das ist eine dieser Fragen, nicht wahr?«
»Woher weißt du das?« fragte Atlan verblüfft.
»Der Bote hat mir diese Frage genannt«, erwiderte Nermo Dhelim nachdenklich. »Er sagte, die beiden anderen seien bereits beantwortet. Nur diese eine nicht.«
»Ein Bote von ES hat das gesagt?« fragte Rhodan überrascht.
»Woher sollte er wohl sonst gekommen sein - hier auf dieser Welt?«
»Das kann man nie wissen«, sagte Atlan, blickte Rhodan an und schüttelte kaum merklich den Kopf.
Rhodan wußte, daß der Arkonide recht hatte.
Die Schlußfolgerungen, die sich aus all diesen Informationen ergaben, waren zu verwirrend, als daß man den lemurischen Wissenschaftler damit hätte konfrontieren sollen. Der arme Kerl war sowieso schon völlig durcheinander. Abgesehen davon wäre es möglicherweise mit noch absehbaren Folgen verbunden gewesen, wenn Nermo Dhelim die volle Wahrheit erfahren hätte.
Tatsache war, daß die Kosmokraten die drei Ultimaten Fragen erst in ferner Zukunft stellen würden.
Diese drei Fragen lauteten:
Was ist der FROSTRUBIN?
Wo beginnt und wo endet die ENDLOSE ARMADA?
Und schließlich:
Wer hat das GESETZ initiiert und was bewirkt es?
Zu einem viel späteren Zeitpunkt würden ES und die Kosmokraten erfahren, daß der FROSTRUBIN - auch TRIICLE-9 genannt - ein psionisches Feld war. Unzählige Felder dieser Art bildeten eine schier endlose und in sich selbst zurücklaufende Kette von der Art einer Doppelhelix. Das war die ENDLOSE ARMADA, die somit weder Anfang noch Ende hatte.
Diese ENDLOSE ARMADA durchzog das gesamte Universum und bildete das, was man den Moralischen Kode nannte.
Die ordnenden Mächte orientierten sich an diesem Moralischen Kode und richteten sich nach ihm, während die

Mächte des Chaos das genaue Gegenteil taten: Sie bemühten sich, den Moralischen Kode durch gezielte Mutationen der einzelnen psionischen Felder zu beeinflussen und das Universum auf diese Weise nach ihren eigenen Vorstellungen zu verändern.

Was das GESETZ betraf, so war die Antwort auf diese dritte Frage noch nicht gefunden. Von all dem konnte Nermo Dhelim nichts wissen.

»Willst du es ihm nicht erklären?« fragte Rhodan herausfordernd in Ernst Ellerts Richtung.

»Nein«, erwiderte Ellert kurz angebunden.

»Warum nicht? Hast du Angst vor den Konsequenzen?«

»Welche Konsequenzen meinst du?«

»Die Meister der Insel haben die Ultimaten Fragen nicht gekannt. Sie wußten auch nichts vom Moralischen Kode und all diesen Dingen. Wenn Nermo Dhelim über derartige Kenntnisse verfügt, könnte das einiges durcheinander bringen.«

»Das wäre möglich«, gab Ellert zu.

»Er weiß schon jetzt mehr, als er wissen dürfte.«

»Das ist ein Irrtum.«

»Wie kannst du dir dessen so sicher sein?«

»Ich bin es«, erklärte Ellert abweisend. »Das muß dir genügen.«

»Kennst du die Zukunft?«

»Ich habe alles Wissen, das ich brauche, um diesen Auftrag durchzuführen.«

»Dann mußt du auch wissen, wer wir sind!«

»Ihr seid für mich völlig uninteressant.«

Rhodan starrte Ernst Ellert ratlos an.

Ellert wandte sich erneut an den lemurischen Wissenschaftler.

»Es ist eine sehr große Verantwortung, die du übernehmen mußt«, sagte er zu Nermo Dhelim. Es schien, als hätte er die kurze Unterbrechung seines Gesprächs mit dem Lemurer schon wieder vergessen.

»Es ist deine Aufgabe, die künftigen Träger der Zellaktivatoren auszuwählen.«

»Ich werde sehr gewissenhaft vorgehen«, versprach Nermo Dhelim. »Es gibt in meinem Volk viele große Denker. Ich werde jeden einzelnen Kandidaten persönlich prüfen, ehe ich ihm eine so verantwortungsvolle Aufgabe übertrage.«

Das hört sich gut an, dachte Perry Rhodan. Aber wir wissen, daß es ganz anders kommen wird. Er wird eine schlechte Wahl treffen. Es werden Verbrecher sein, die sich an die Spitze seines Volkes setzen. Gleichzeitig überlegte er, ob nicht vielleicht gerade Nermo Dhelims Versagen entscheidend dazu beitragen würde, daß ES das Verfahren später änderte.

ES hätte die nächste Gruppe potentieller Helfer nicht gleich mit Zellaktivatoren behängt, sondern sie zunächst nur mit Hilfe von Zellduschen über das normale Durchschnittsalter hinaus am Leben erhalten. Außerdem waren die später an die Galaktiker verliehenen Aktivatoren - bis auf zwei Exemplare, die Rhodan und

Atlan gehörten -
übertragbar gewesen.

Rhodan wußte, daß es keinen Sinn hatte, Nermo Dhelim oder gar die Superintelligenz vor den Folgen dessen, was der Lemurer tun würde, zu warnen. Sie hätten ihm wahrscheinlich sowieso nicht zugehört. Aber selbst

wenn sie es getan hätten, wäre damit nichts gewonnen gewesen.

Ganz im Gegenteil: Wenn sie irgend etwas anders machten, als sie es ohne eine solche Warnung getan hatten,

würden sie die gesamte Geschichte verändern und ein Zeitparadoxon heraufbeschwören.

»Ihr habt zwanzigtausend Jahre Zeit«, sagte Ernst Ellert zu Nermo Dhelim.

Dem lemurischen Wissenschaftler war deutlich anzusehen, daß er mit dieser Information vorerst noch nicht

allzuviel anzufangen wußte. Er wirkte sogar ein wenig enttäuscht.

Zwanzigtausend Jahre mochten ihm als sehr kurz erscheinen, wenn er sie mit kosmischen Vorgängen verglich.

»Noch etwas habt ihr zu beachten«, sagte Ellert, der allem Anschein nach im Augenblick nicht mehr und nicht

weniger als das Sprachrohr der Superintelligenz darstellte. »Auch in der Zweiten Galaxis«, damit war die

Milchstraße gemeint, »leben Nachkommen von Lemurern. Ich habe bereits erwähnt, daß eines dieser Völker für

mich von ganz besonderem Interesse ist. Diese Wesen werden viel Zeit brauchen, um euren Entwicklungsstand

zu erreichen. Bis es soweit ist, werdet ihr - du und dein Volk - in meinem Auftrag ein waches Auge auf sie

haben.«

»Es ist ein weiter Weg bis zur Zweiten Galaxis«, gab Nermo Dhelim zu bedenken. »Ich weiß nicht, ob ich ein

solches Versprechen geben kann. Es könnte uns irgendwann nicht mehr möglich sein, es auch zu halten.«

»Es wird euch möglich sein!« erwiderte Ernst Ellert streng.

Nermo Dhelim schwieg erschrocken.

»Du wirst die Koordinaten dieses Planeten im Computer deines Raumschiffs gespeichert finden«, fuhr Ernst

Ellert ungerührt fort. »Es ist der Wille der Superintelligenz, daß hier, in eurer Sterneninsel, eine Welt existieren

soll, die die Geschichte jenes Lemurervolkes widerspiegelt. Ihr werdet von dem euch bezeichneten Planeten in

der Zweiten Galaxis Menschen hierherholen - Menschen aus allen Epochen, über Jahrtausende hinweg, so daß

sich ein geschlossenes Bild aller Entwicklungen ergibt, die auf jenem fernen Planeten stattfinden werden.«

Er spricht von History! dachte Rhodan fasziniert und erschrocken zugleich.

»Wie soll das funktionieren?« fragte Nermo Dhelim skeptisch. »Wir werden deinen Befehl selbstverständlich

befolgen und diese Menschen holen, aber so groß deine Welt auch ist - sie wird bald nicht mehr ausreichen,

denn diese Menschen werden sich vermehren. Und indem sie das tun, werden sie sich weiterentwickeln. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß ihre Entwicklung hier, in dieser künstlichen Umgebung, in denselben Bahnen verläuft, wie es auf ihrem Heimatplaneten der Fall wäre. Dementsprechend kann kein Modell dieser anderen Welt entstehen. Es wird etwas ganz anderes sein. Was du da verlangst, das ist in der Praxis einfach nicht machbar.«

»Es wird machbar sein«, erklärte Ernst Ellert gelassen. »Allerdings nicht auf dieser Welt - damit hast du recht.

Ihr werdet den Planeten benutzen, der um die Sonne kreist, in deren System wir uns jetzt befinden.« Rhodan

fragte sich, ob Nermo Dhelim begriff, was Ernst Ellert zwischen den Worten anklingen ließ: Daß Wanderer selbst nicht zu diesem Sonnensystem gehörte und auch nicht für immer in seiner jetzigen Bahn um die Sonne Histo bleiben würde.

»Dieser Planet«, fuhr Ellert fort, »wird ein zellaktivierendes Feld erhalten. Die Menschen, die ihr dort aussetzen werdet, nachdem ihr sie aus der Zweiten Galaxis geholt habt, werden sich nicht verändern und auch nicht

sterben. Sie werden über die Jahrtausende hinweg so bleiben, wie sie bei ihrer Ankunft waren.« Nermo Dhelim war für den Augenblick zu benommen, um die Konsequenzen, die sich aus dieser Ankündigung ergaben, in allen Einzelheiten überschauen zu können.

»Welchen Sinn soll das alles haben?« fragte er nach langem Zögern. »Wozu solchen Aufwand treiben? Wäre es nicht leichter, Aufzeichnungen auf dieser fremden Welt zu machen und ein Archiv aufzubauen, in dem alle entsprechenden Informationen gespeichert werden?«

Ellert schwieg.

Dieses Schweigen machte den Lemurer zusehends nervös.

»Wenn dir ein solches Archiv nicht genügt, könnten wir die entsprechenden Szenen auch von Robotern nachstellen lassen«, schlug er vor.

»Ihr werdet euch nach den Anweisungen richten, die euch gegeben werden!« sagte Ernst Ellert in einem

Tonfall, der jeden Widerspruch im Keim erstickte.

Nermo Dhelim zuckte zusammen.

»Gut«, sagte er resignierend.

»Die Superintelligenz braucht diese Welt«, fuhr Ellert fort, »damit sie sich jederzeit über die Fortschritte in der Evolution der Lemurerabkömmlinge informieren kann.«

»Wenn ES es so befiehlt, dann soll es auch so geschehen«, stimmte der lemurische Wissenschaftler zu.

Rhodan sah das ein wenig anders.

»Diese Erklärung reicht mir nicht«, sagte er. »Wir waren auf History. Was sich dort zugetragen hat, all die

Jahrtausende hindurch, das ist unvorstellbar. Ich kann einfach nicht glauben, daß ES der Initiator dieser Greuel sein soll.«

Ellert tat, als hätte er nichts gehört. Vielleicht entsprach das sogar den Tatsachen: Vielleicht ließ ES ihn

Rhodans Stimme nur dann wahrnehmen, wenn es der Superintelligenz in den Kram paßte.

»Wenn du oder ein anderer deines Volkes aus irgendeinem Grund erneut den Kontakt zum Unsterblichen

suchen will«, sagte Ellert zu Nermo Dhelim, »dann müßt ihr euch in die Zweite Galaxis begeben. Sucht die

Superintelligenz im Sonnensystem der dreiundvierzig Planeten. Dieses System liegt nicht weit von jenem

Planeten entfernt, den ihr ohnehin regelmäßig aufsuchen müßt, um euren Auftrag zu erfüllen.«

Nermo Dhelim sah überrascht zu dem Sprecher des Unsterblichen auf.

»Wenn die Superintelligenz ohnehin in die Zweite Galaxis geht«, sagte er, »warum behält sie die Lemurerabkömmlinge auf jenem fremden Planeten dann nicht selbst im Auge?«

Perry Rhodan spendete dem Lemurer in Gedanken Beifall.

Gutso! dachte er. Laß dich nur nicht einschüchtern! Stelle all die Fragen, die Ellert von mir jetzt offensichtlich

nicht hören will oder soll!

Aber er hätte wissen müssen, daß die Superintelligenz sich nicht auf so einfache Weise in die Enge treiben ließ.

Ernst Ellert bedachte Nermo Dhelim mit einem langen, seltsamen Blick. Dann drehte er sich um und ging zum

Ausgang der Halle.

»Komm!« rief er Nermo Dhelim über die Schulter zu, als er das Tor erreichte. »Es wird Zeit für dich!«

Der Lemurer zögerte einen Augenblick lang. Dann eilte er hinter Ellert her.

»Schade!« sagte Atlan. »Ich hätte mir gewünscht, daß wir endlich ein paar Antworten bekämen.«

Rhodan sah sich nachdenklich um.

In der riesigen, gewölbten Halle gab es nichts außer ein paar nur schemenhaft erkennbaren Maschinenblöcken.

Ab und zu waren Geräusche undefinierbaren Ursprungs zu hören: ein geisterhaftes Wispern, ein Knistern und

Knacken, ein Rauschen und Summen. Gelegentlich klang es, als würden winzige Glöckchen klingeln.

Oben unter dem Zenit der Kuppe war es dunkel und still.

»Das ist typisch für ES«, sagte der Terraner laut und herausfordernd. »Wenn ihm die Argumente ausgehen, tut

er einfach so, als sei er nicht vorhanden. Wenn der Lemurer wüßte, worauf er sich einläßt, würde er die

Zellaktivatoren in die nächste Sonne schießen.«

»Sei nicht so umständlich!« empfahl der Arkonide, legte den Kopf zurück und schrie mit voller Kraft zum Zenit

der Kuppel hinauf: »Sage uns wenigstens, warum du uns hierhergeholt hast! Warum hast du uns in die ferne

Vergangenheit versetzt? Warum sollten wir ausgerechnet diese Ereignisse miterleben? Das Ende der Paddler,

die letzten Tage von History, die Übergabe der Zellaktivatoren an die Meister der Insel - was hat das alles zu bedeuten? Und warum hast du ausgerechnet Ellert zu uns geschickt?»
Sie starrten nach oben, aber ES zeigte sich nicht.
Rhodan senkte schließlich den Kopf. Resignierend sah er sich nach dem Mausbiber um.
»Nichts«, sagte Gucky bedrückt. »Kein Laut, kein Zeichen. Noch nicht einmal das leiseste Kichern.«
Rhodan ballte die Fäuste.
»Verdammt!« flüsterte er in plötzlichem Erschrecken und blickte zum Tor.
Er atmete auf, als er sah, daß Ernst Ellert und der lemurische Wissenschaftler noch in der Nähe waren. Sie standen nebeneinander im Licht der künstlichen Sonne, unmittelbar vor dem Tor.
Rhodan eilte zum Ausgang der Halle. Fast gleichzeitig setzten sich auch Ellert und der Wissenschaftler in Bewegung.
»Das hat doch keinen Sinn!« rief Atlan dem Terraner zu. »Merkst du denn immer noch nicht, daß sie nichts mit uns zu tun haben wollen?«
Rhodan sah sich nicht einmal um.
»Warte!« schrie er Ernst Ellert an. »Hör mir doch wenigstens mal ein paar Sekunden lang zu!«
Der Gesandte der Superintelligenz schien Rhodans Appell gar nicht zu hören. Er reagierte mit keinem Wort und keinem Blick.
Der Terraner blieb frustriert stehen, während Ellert und der Lemurer in Richtung auf das Beiboot davongingen.
»Ich verstehe das nicht!« stieß der Terraner erbittert hervor. »Es muß doch irgend etwas geben, womit man zu ihm durchdringen kann!«
»Ich sehe keinen Grund dafür«, erwiderte Atlan distanziert. »Es ist doch ganz offensichtlich, was hier gespielt wird. Wir werden an der Nase herumgeführt. Allmählich solltest du dich daran gewöhnt haben.«
»Und Ellert? Wie paßt der in einen solchen Scherz hinein?«
Atlan zuckte die Schultern.
»Ellert ist in ES aufgegangen, und ES verwendet Ellert als seinen Boten«, vermutete er. »Er hat ihn entsprechend ausgestattet. Ellert braucht keine Erinnerungen an seine persönliche Vergangenheit, um die ihm gestellte Aufgabe zu erfüllen. Vielleicht ist er nicht einmal der richtige Ellert. Vielleicht sitzt irgendein anderes Bewußtsein in seinem Körper. Was das alles zu bedeuten hat - woher soll ich das wissen?«
»ES hat uns hierhergelockt«, sagte Rhodan verbissen. »Er hat uns in eine andere Zeit versetzt. Ohne sein Einverständnis wären wir nicht hier. ES muß etwas damit bezwecken.«
»Muß er das wirklich?« fragte Atlan spöttisch.
Rhodan warf ihm einen wütenden Blick zu. Dann rannte er hinter Ellert und dem Wissenschaftler her, die einträchtig nebeneinander über den freien Platz gingen.
»Wartet!« schrie er, als er sie fast erreicht hatte. »Ich muß mit euch reden!«

Der Lemurer drehte sich um, aber Ellert ging einfach weiter. Nermo Dhelim folgte ihm hastig. Perry Rhodan war mit wenigen Schritten an Ellerts Seite, packte ihn am Ellbogen und drehte ihn heftig zu sich herum.

»Wenn ich mit keinem meiner Argumente an dein Bewußtsein rühren kann, dann wird vielleicht das hier etwas bewirken!« sagte er mit mühsam unterdrücktem Zorn.

Er öffnete eine Tasche seines SE-RUNS und holte einen der beiden funktionslosen Zellaktivatoren hervor, die er bei sich trug.

Die Aktivatoren hatten den beiden Mutanten Fellmer Lloyd und Ras Tschubai gehört. Die beiden Mutanten

hatten sich auf dem Planeten Compol aufgehalten und dort Nachforschungen über die Linguiden angestellt, als

die Superintelligenz plötzlich die Aktivatoren zurückverlangt hatte.

Fellmer Lloyd und Ras Tschubai hatten der Aufforderung, zur Kunstwelt Wanderer zu kommen und die

Aktivatoren abzuliefern, nicht mehr folgen können. Sie waren auf Compol gestorben. Man hatte ihre

Aktivatoren im Dschungel gefunden.

Die kostbaren Geräte waren so tot wie ihre Besitzer.

Ernst Ellert war stehengeblieben. Er blickte auf das eiförmige Gerät, das Rhodan ihm auf der flachen Hand entgegenhielt.

»Du weißt doch, was das ist, nicht wahr?« fragte der Terraner drängend. »Es ist ein Zellaktivator.«

»Ja, das sehe ich«, bestätigte Ellert nachdenklich.

»Gut«, nickte Rhodan erleichtert. »Jetzt sieh genauer hin. Dieser Zellaktivator sieht anders aus als die, die du

Nermo Dhelim ausgehändigt hast.«

Ellert schwieg.

»Kannst du dir erklären, wie diese Unterschiede im Aussehen der Geräte zustande gekommen sind?« fragte der

Terraner.

Ellert antwortete nicht.

»Ich will es dir sagen«, fuhr Rhodan fort. »Dieses Gerät hier stammt aus einer anderen Zeit - aus der Zukunft.

ES wird mir und meinen Begleitern solche Zellaktivatoren geben. Aber bis es soweit sein wird, müssen noch

Tausende von Jahren vergehen.«

»Er hört dir gar nicht zu«, bemerkte Atlan, der inzwischen herangekommen war. »Du könntest genauso gut mit dem Boden sprechen, auf dem du stehst.«

»Halte du dich da heraus!« empfahl Rhodan ungeduldig. »Mich kennt er besser als dich.«

Atlan zuckte die Schultern und blickte nachdenklich zum künstlichen Himmel von Wanderer hinauf.

»ES wird uns diese Zellaktivatoren geben«, wiederholte Rhodan. »Aber später wird ihm irgend etwas zustoßen

und ihn so verwirren, daß er den Bezug zur Realität verliert. Er wird die Zeiten durcheinanderbringen und glauben, daß unsere Frist bereits abgelaufen ist. Er wird die Zellaktivatoren zurückverlangen.« Keine Antwort.

»Das alles geschieht aufgrund eines Irrtums«, fuhr Rhodan drängend fort. »Hier, sieh dir diesen Zellaktivator etwas genauer an!«

Ernst Ellert streckte langsam die Hand aus und nahm den Aktivator.

»Spürst du es?« fragte Rhodan eindringlich.

Ellert wog den funktionslosen Zellaktivator nachdenklich in der Hand.

»Du mußt ihn ES zeigen!« forderte Rhodan. »Und du mußt ES warnen! Etwas Furchtbares wird geschehen. Du mußt ...«

Ernst Ellert beachtete den Terraner nicht mehr. Er wandte sich dem lemurischen Wissenschaftler zu und reichte ihm den unbrauchbaren Aktivator.

»Dies ist ein überaus interessantes Demonstrationsobjekt«, sagte er zu Nermo Dhelim. »Nimm es mit und

bewahre es sorgfältig auf. Betrachte es als eine Warnung! Dieser ausgeglühte Aktivator soll dich daran

erinnern, daß die dir verliehene Unsterblichkeit nicht von Dauer sein muß. Du kannst diese Gabe sehr leicht verspielen.«

Nermo Dhelim nahm den Aktivator an sich. Er warf Rhodan einen scheuen Blick zu.

»Ich werde dieses Geschenk in Ehren halten«, versicherte er.

Für einen Augenblick wirkte der Lemurer beinahe schuldbewußt.

Rhodan war drauf und dran, ihm zu sagen, daß kein Grund dazu bestand. Obwohl er den Wissenschaftler

gerade erst hier auf Wanderer kennengelernt hatte und so gut wie nichts über ihn wußte, schien es dem Terraner

plötzlich völlig undenkbar zu sein, daß er Nermo Dhelim ohne jede Warnung ziehen lassen sollte. Aber der Augenblick verging, und der Lemurer trat in die Schleuse seines Schiffes. Das Schott schloß sich

hinter ihm.

»Was auch immer geschehen sein mag«, sagte Rhodan nachdenklich, »an einem Mangel an gutem Willen bei

diesem Mann hat es ganz sicher nicht gelegen. Aber ich frage mich, was uns diese Erkenntnis nützen soll. Im

Grunde genommen sind wir jetzt genauso schlau wie vorher.«

Das stimmte nicht ganz.

Sie wußten jetzt eines ganz sicher: Sie mußten die Geschichte der Meister der Insel zumindest in einem Punkt umschreiben.

Es hatte stets geheißsen, daß diese Tyrannen ihre Zellaktivatoren nicht von ES bekommen hatten.

Angeblich war es ein genialer Lemurer gewesen, der die Zellaktivatoren erfunden und angefertigt Und die

Meister der Insel mit den lebensspendenden Geräten versorgt hatte. Aber genau das hatten die Galaktiker nie so

recht glauben können.

Die Zellaktivatoren bargen Rätsel, denen man selbst mit der Technik des Jahres 1173 NGZ nicht auf die

Schliche kommen konnte. Es klang nicht sehr wahrscheinlich, daß irgendein alter Lemurer diese Rätsel gelöst

haben sollte, noch dazu im Alleingang. Außerdem war nicht einzugehen, warum dieser Wissenschaftler sich

dann auf den Bau von nur dreizehn Aktivatoren beschränkt haben sollte.

Und noch etwas war neu:

»Es waren nicht nur dreizehn«, stellte Atlan nachdenklich fest. »Es waren vierzehn. Aber von diesem

vierzehnten Aktivator haben die Meister der Insel offenbar nichts gewußt. Er gehörte Ermigoa.

Und Ermigoa

hat behauptet, daß es ihr Vater war, der die Aktivatoren gebaut hat. Ob sie Nermo Dhelim damit gemeint hat?«

»Was spielt das jetzt noch für eine Rolle?« fragte Rhodan niedergeschlagen. »Zu jedem anderen Zeitpunkt hätte

ich mich wahrhaftig brennend für die Geschichte der Meister der Insel interessiert. Im

Augenblick wäre es mir

allerdings lieber, wenn wir etwas über die Hintergründe jener Geschehnisse in Erfahrung bringen könnten, die

uns über kurz oder lang das Leben kosten werden.«

Sie hatten sich von Nermo Dhelims Raumschiff zurückgezogen. Als Rhodan ein lautes Brausen hörte, drehte er

sich um.

Das Beiboot startete.

Aber da war noch etwas anderes - eher ein Gefühl als eine Wahrnehmung.

»Vielleicht erfahren wir auch noch den Rest der Geschichte«, fügte er leise hinzu.

Atlan und Gucky fuhren herum.

Sie sahen Ernst Ellert auf sich zukommen. Die Gestalt des Terraners verschwamm, als stünde er auf der

anderen Seite eines Feuers.

Im nächsten Augenblick wurde es dunkel um sie herum.

4.

Nermo Dhelim kehrte zur LORGON zurück.

Er sprach mit niemandem über seine Erlebnisse und fertigte auch keine Berichte an. Er war alles andere als ein

Narr.

Und doch sollte er sich alsbald wie einer benehmen.

Die LORGON brachte ihn zurück nach Tamanium. Er war ein wenig euphorisch gestimmt, als er dort eintraf.

Er wußte das, und er war sich darüber im klaren, daß dies ein für ihn sehr gefährlicher Zustand war.

Euphorie und Vorsicht vertrugen sich nicht miteinander.

Er konnte es sich wahrhaftig nicht leisten, ausgerechnet jetzt unvorsichtig zu sein.

Er wußte sehr genau, wodurch diese Euphorie ausgelöst wurde. Es lag nicht nur an dem, was er erlebt hatte,

sondern es hatte auch etwas mit dem Zellaktivator zu tun.

Er spürte dessen Wirkung bereits.

Der Zellaktivator machte Nermo Dhelim nicht jünger, aber er ließ ihm sein Alter als völlig unwichtig

erscheinen. Er machte ihn auch nicht stärker, aber er ließ ihn jede Anstrengung im Handumdrehen überwinden.

Er ließ ihn nicht klüger werden, gab ihm jedoch die Gewißheit, daß er sich zur Lösung jedes beliebigen

Problems so viel Zeit nehmen konnte, wie er brauchte.

Es war wie ein Zauber, und er war ihm mit Haut und Haaren verfallen.

Im Augenblick gab es nur ein einziges Problem, mit dem er sich zu befassen hatte: Wen sollte er an diesem

Zauber teilhaben lassen?

Dieses Problem schien ihm anfangs durchaus lösbar.

Das änderte sich jedoch. In diesen ersten Tagen nach seiner Rückkehr begriff Nermo Dhelim, daß die

Verteilung der Zellaktivatoren mit viel größeren Schwierigkeiten verbunden sein würde, als er zunächst gedacht

hatte.

Nermo Dhelim war im Grunde seines Herzens ein Romantiker und ein Sucher. Die großen Rätsel des

Universums faszinierten ihn in weit stärkerem Maße, als er es sich eingestehen wollte.

Als Wissenschaftler redete er sich ein, daß es nur das reine Wissen war, nach dem er suchte: Die große,

universelle Formel, die alles, was war, was ist und was sein wird, auf mathematischer Basis und mit

kristallklarer Logik erklären sollte.

Aber in Wirklichkeit suchte er keine Formel, sondern Antworten.

Hätte er eine logisch einwandfreie Erklärung für die Existenz des Universums gewußt, dann hätte sein Leben

für ihn keinen Sinn mehr gehabt. Er erwartete vom Universum, daß es gefälliger mehr zu sein hatte als nur eine

kalte, mathematische Funktion.

Was er auf der Welt der Unsterblichkeit gehört hatte, das reizte sowohl seinen Geist als auch seine Phantasie.

Hinzu kam das Bewußtsein, daß er ab sofort schier unendlich viel Zeit hatte. Er brauchte nicht mehr nach

Jahren und Jahrzehnten zu rechnen, sondern es würde für ihn fortan um Jahrhunderte und Jahrtausende gehen.

Wer so viel Zeit zur Verfügung hat, der kann sich auch entsprechend hohe Ziele stecken.

Nermo Dhelims Ziele lagen jenseits der Grenzen des Vorstellbaren.

Er wußte jetzt, daß ES nicht die einzige Superintelligenz sein konnte, sondern daß es noch andere Wesenheiten

dieser Art geben mußte. Er hatte von Materiequellen, den Kosmokraten und den Chaotarchen gehört, und sein

ganzes Denken und Trachten wurde von dem brennenden Wunsch beherrscht, all diesen Dingen nachzuspüren.

Er wollte sie sehen, diese unglaublichen Entitäten. Mit seinen eigenen Augen wollte er sie betrachten, und mit

seinen eigenen Ohren wollte er hören, was sie zu berichten hatten.

Zwanzigtausend Jahre waren eine lange Zeit. Selbst wenn allein schon die Suche nach dem Beginn der

nächsten Spur mehrere Jahrhunderte dauern sollte, war das eine Frist, die einen Unsterblichen nicht schrecken

konnte.

Über eines war sich Nermo Dhelim allerdings im klaren: Er würde Hilfe brauchen. Nicht so sehr für die Suche

an sich - mit der würde er schon alleine zurechtkommen - als vielmehr für das, was mit seinem Volk zu

geschehen hatte.

Es gab immerhin gewisse Bedingungen, die mit der Vergabe der Zellaktivatoren verbunden waren.

Nermo Dhelim dachte nicht einmal im Traum daran, die Superintelligenz hintergehen zu wollen und die

Unsterblichkeit zu nehmen, ohne den anderen Teil des Abkommens zu erfüllen. Erstens lag es nicht in seiner

Natur, derartige Risiken einzugehen.

Zweitens war er gar nicht imstande, einen solchen Betrug zu planen. Abgesehen davon war er mit Leib und

Seele Lemurer. Er wollte sein Volk nicht der Ehre berauben, die er ihm gerade erst verschafft hatte.

Was Nermo Dhelim brauchte, das waren Mitstreiter, die für seine hochfliegenden Pläne Verständnis hatten und

ihn unterstützten, die aber andererseits bereit waren, sich um die weitere Entwicklung des lemurischen Volkes

und die Einhaltung der von ES gestellten Bedingungen zu kümmern. Darüber hinaus mußten diese Verbündeten

integre Leute sein, die imstande waren, verantwortlich mit ihrer Unsterblichkeit umzugehen.

Der lemurische Wissenschaftler fragte sich, ob er seine Erlebnisse dem Hohen Tamrat berichten und ihn an der

Auswahl der künftigen Aktivatorträger beteiligen sollte.

Nermo Dhelim verbrachte längere Zeit damit, sich über die in Frage kommenden Politiker zu informieren.

Die Ergebnisse dieser Bemühungen waren deprimierend. Keiner der Tamräte entsprach Nermo Dhelims

Vorstellungen. Jeder einzelne von ihnen ließ sich mühelos mit allerlei höchst bedenklichen Vorgängen in

Verbindung bringen.

Dabei hatte der Wissenschaftler die Tamräte nicht einmal einer wirklich eingehenden Überprüfung unterzogen.

Es grauste ihn bei der Vorstellung, welche Querverbindungen er erst bei einer genaueren Untersuchung zutage

fördern würde.

Eines war sicher: Wenn die Tamräte davon erfuhren, daß Nermo Dhelim die Unsterblichkeit zu verschenken

hatte, würde jeder einzelne von ihnen zuerst seinen eigenen Namen ganz oben auf die Liste der Kandidaten

setzen. Da es mehr Tamräte als Zellaktivatoren gab, würden sie sehr schnell damit beginnen, sich gegenseitig nach besten Kräften zu dezimieren, um die eigenen Chancen zu verbessern. Diese Erkenntnis versetzte Nermo Dhelim einen ziemlichen Schock. Zum einen fragte er sich, warum er nicht schon viel früher bemerkt hatte, wie es um die Moral der lemurischen Regierung bestellt war. Zum anderen drängte sich ihm die Frage auf, ob nicht vielleicht auch alle sonstigen Vorstellungen, die er sich von seinen Artgenossen gemacht hatte, falsch waren. Anfangs spielte er mit dem Gedanken, daß der Zellaktivator ihn dazu befähigte, Zusammenhänge zu sehen, die er vorher nicht durchschaut hatte. Aber alsbald wurde ihm klar, daß die Erklärung viel einfacher war: Er hatte sich vorher nie mit politischen Vorgängen beschäftigt. Er hatte einfach keine Notwendigkeit dafür gesehen. Was das Volk der Lemurer in seiner Gesamtheit betraf, so gab sich Nermo Dhelim alle Mühe, den sich ihm aufdrängenden Verdacht zu ignorieren. »ES hat uns auserwählt«, sagte er zu sich selbst. »Und ES wird schon wissen, wie wir wirklich sind.« Es mußte Lemurer geben, die als Träger der kostbaren Zellaktivatoren geeignet waren. Die einzige Schwierigkeit bestand darin, diese Lemurer zu finden. Nermo Dhelim beschloß, die Angelegenheit mit den beiden einzigen Personen zu besprechen, von denen er glaubte, daß er ihnen vertrauen konnte. Da ihm mittlerweile bewußt war, welcher kostbaren Schatz er in Verwahrung genommen hatte, würde er selbst diesen beiden nicht die volle Wahrheit sagen. Jedenfalls nicht von Anfang an. Nermo Dhelim machte sich auf den Weg zu seiner Tochter. Ermigoa sagte zunächst gar nichts. Sie starrte ihren Vater nur wortlos an. Er fragte sich voller Unbehagen, ob sie etwa immer noch wütend auf ihn war. Als er sie verlassen hatte, war sie sehr schlecht aufgelegt gewesen. Sie hatte behauptet, er jage Hirngespinnsten nach. Zum damaligen Zeitpunkt war sich Nermo Dhelim nicht ganz sicher gewesen, ob sie damit nicht sogar recht hatte. Dabei hatte Ermigoa noch nicht einmal gewußt, welcher Spur er tatsächlich nachging. Wenn sie es auch nur geahnt hätte, hätte sie ihn wahrscheinlich für verrückt erklärt. Sie war eine erstaunlich nüchterne junge Lemurerin. Als Nermo Dhelim seine Tochter vor sich stehen sah, konnte er plötzlich kaum glauben, daß sein Besuch auf der Welt der Unsterblichkeit wirklich erst wenige Tage zurückliegen sollte. Es kam ihm eher so vor, als seien inzwischen Jahre vergangen. Selbst Ermigoa kam ihm verändert vor. Wirkte sie nicht viel erwachsener als bei ihrer letzten Begegnung?

»Hast du gefunden, wonach du gesucht hast?« fragte sie nach einigen Sekunden, in denen sie sich schweigend gegenübergestanden hatten.

Nermo Dhelim war drauf und dran, ihr die ganze Geschichte zu erzählen.

»Laß uns später darüber sprechen«, schlug er statt dessen vor.

In den letzten Tagen war ihm bewußt geworden, daß er von nun an sehr vorsichtig mit seinen Worten umgehen mußte.

Dieser Gedanke stimmte ihn wehmütig. Er fragte sich, wie hoch am Ende der Preis sein würde, den er für die Unsterblichkeit zu zahlen hatte.

Er war nie ein sehr geselliger Lemurer gewesen. Es machte ihm nichts aus, allen möglichen Leuten gegenüber vorsichtig zu sein. Aber bei seiner eigenen Tochter war es etwas anderes.

Und das wird es auch immer bleiben, dachte er.

Trotzdem sagte er ihr nicht die Wahrheit.

Jetzt noch nicht, sagte er in Gedanken zu sich selbst. Ich muß den richtigen Augenblick abwarten. Er vertraute Ermigoa.

Sie würde nichts Unrechtes tun. Sie war geradezu besessen vom Glauben an die Gerechtigkeit. Selbst der

Gedanke an die Unsterblichkeit würde sie nicht dazu bringen, von ihren Prinzipien abzuweichen. Eher würde das Gegenteil eintreten.

Ermigoa war noch sehr jung. Sie war sehr idealistisch, und sie war kerngesund. Sie hatte feste Vorstellungen

davon, wie das Leben sein sollte. Dank Nermo Dhelims Fürsorge hatte sie noch nie erfahren, wie grausam das

Schicksal mitunter sein konnte und wie wenig es sich um die Pläne der Sterblichen kümmerte.

Erst vor wenigen Monaten, bei einem ihrer letzten Gespräche, hatte sie ihm ihre Gedanken über den Tod mitgeteilt.

Sie hielt ihn für die natürlichste Sache der Welt.

Es war nicht so, daß Nermo Dhelim die Überlegungen seiner Tochter zu diesem Thema als falsch einstufte. Er

war jedoch der Meinung, daß es einen Unterschied ausmachte, von welchem Standort aus man über die eigene

Existenz und deren unausweichliches Ende nachdachte.

War man jung, dann sah man den Tod normalerweise noch in weiter Ferne. Aus der Distanz wirkte er viel

harmloser als ein paar Jahrzehnte später, wenn man allmählich zu begreifen begann, daß kein Weg an ihm vorbeiführte.

Sie würde es ablehnen, erkannte Nermo Dhelim, als er ihr so gegenüber stand. Sie würde die Unsterblichkeit nicht wollen.

Er war sich seiner Sache so sicher, als hätten sie bereits darüber gesprochen. Und gleichzeitig wurde ihm

bewußt, wie sehr er seine Tochter liebte.

Nermo Dhelim erinnerte sich an das Versprechen, das er gegeben hatte: Er wollte diejenigen, die

die
Zellaktivatoren erhalten sollten, mit größter Sorgfalt aussuchen und nur solche Personen
auswählen, die dieses
Geschenk auch wirklich verdienten und von denen zu erwarten war, daß sie sich auf Lebenszeit
für die Belange
des lemurischen Volkes einsetzen würden.
Ich werde dieses Versprechen nicht brechen, schwor er sich selbst. Aber Ermigoa ist das einzige
lebende
Wesen, bei dem ich es nicht ertragen könnte, es sterben zu sehen. Außerdem ist sie intelligent
und begabt. Sie
wird sich ihre Unsterblichkeit schon noch verdienen. Ganz bestimmt wird sie das tun!
Aus diesem Gedanken heraus sagte er zu ihr: »Ich habe dir etwas mitgebracht.«
Sie legte lächelnd den Kopf schief.
»Was ist es?« fragte sie. »Soll ich raten?«
Diese Frage berührte ihn seltsam.
Ihm wurde bewußt, wie jung seine Tochter noch war. Sie hatte ihre Kindheit gerade erst seit
wenigen Jahren
hinter sich gelassen. Das ganze Leben lag noch vor ihr.
Es lag in seiner Macht, dieses Leben nahezu ewig währen zu lassen.
Hatte je ein Vater seiner Tochter ein größeres und wertvolleres Geschenk machen können?
Er würde ihr zum zweitenmal das Leben schenken.
Nermo Dhelims Hände zitterten ein wenig bei diesem Gedanken.
»Fang ruhig mit der Raterei an!« sagte er, indem er auf ihren scherzhaften Ton einging. »Aber
mach dabei die
Augen zu!«
Sie tat es und begann:
»Ist es etwas Lebendes oder etwas Totes?«
Sie hätte keine schwierigere Frage stellen können. Aber Nermo Dhelim hatte ohnehin nur eine
Gelegenheit
gesucht, eines der kleinen Geräte hervorzuholen, ohne seine Tochter gleich die ganze Kollektion
sehen zu
lassen.
»Es ist ein Schmuckstück«, sagte er und verschloß den flachen Behälter, in dem er die
Zellaktivatoren
aufbewahrte.
Er hängte ihr eines der kleinen Geräte um den Hals.
Sie öffnete lächelnd die Augen und hob den Aktivator an, um ihn genauer zu betrachten.
Ihr Lächeln wurde etwas unsicher, als sie den zylindrischen Gegenstand sah, den Nermo Dhelim
als
Schmuckstück bezeichnet hatte. Sie warf ihm einen schnellen Blick zu. Offensichtlich war sie
sich nicht ganz
sicher, wie sie sich verhalten sollte.
Die Kette war etwas zu kurz. Ermigoa traf Anstalten, sie über den Kopf zu streifen und den
Aktivator
abzunehmen. »Tu das nicht!« sagte Nermo Dhelim schnell.
»Warum nicht?« fragte sie verwundert. »Was ist das für ein Ding? Ist es wirklich ein
Schmuckstück?«
»Ja.«

Sie sah ihn zweifelnd an.

»Es wirkt nicht sehr anziehend«, bemerkte sie. »Woher stammt es?«

»Von einer seltsamen und wilden Welt«, log er ohne jedes Zögern. »Es ist ein Glücksbringer - und vielleicht

noch ein bißchen mehr. Sieh her: Ich trage auch so einen Anhänger.«

Sie musterte seinen Aktivator ohne sonderliche Begeisterung. Sie war anderen und prächtigeren Schmuck

gewöhnt.

Ihn befiel die Angst, daß sie den Aktivator nur so lange bei sich behalten würde, bis sie ihren Vater außer

Sichtweite wußte. Wahrscheinlich wartete sie nur darauf, daß Nermo Dhelim sich verabschiedete.

Ganz gewiß

hatte sie kein Verlangen danach, sich mit diesem jämmerlichen Geschenk ihres Vaters in der Öffentlichkeit zu

zeigen.

Fast war er versucht, ihr die Wahrheit über das angebliche Schmuckstück zu sagen. Aber gleichzeitig war ihm

klar, daß sie den Aktivator dann erst recht abgelegt hätte.

»Der Anhänger wird sich verändern«, behauptete er aus einer plötzlichen Eingebung heraus. »Er paßt sich

seinem Träger an. Dieser Vorgang dauert einige Zeit. Er darf nicht unterbrochen werden, denn sonst

funktioniert es nicht.«

»Allzu attraktiv scheint er aber auch dann nicht zu werden«, bemerkte Ermigoa mit einem spöttischen Blick auf

Nermo Dhelims eigenen Aktivator.

»Es hat nichts mit seinem Aussehen zu tun«, erklärte Nermo Dhelim strenger als beabsichtigt.

»Es geht um

innere Qualitäten.«

Er bedauerte den schroffen Tonfall, aber als er Ermigoas Blicke sah, wußte er, daß er instinktiv das Richtige

getan hatte.

»Gut«, sagte sie nachdenklich. »Ich werde ihn behalten und nicht ablegen. Wie lange wird es dauern?«

»Einige Tage«, erwiderte er aufatmend.

Ermigoa war sich immer noch nicht sicher, was sie von Nermo Dhelims Geschenk halten sollte. Andererseits

liebte sie ihren Vater. Sie wollte ihn nicht verletzen.

Sie warf einen letzten Blick auf den Anhänger und beschloß dann offenbar, ihren Vater von diesem Thema

abzulenken.

»Was hast du sonst noch gefunden?« fragte sie. »Wo warst du?«

Er hätte ihr gerne alles erzählt und ihre Meinung zu all den seltsamen Dingen gehört, die er erfahren hatte, aber

er wußte, daß er das nicht wagen durfte.

Ermigoa war nicht dumm. Sie wußte, womit er sich in den letzten Jahren beschäftigt hatte und welchem Ziel er

nachgejagt war. Wenn er auch nur ein einziges falsches Wort sagte, würde sie sofort die richtigen

Schlüsse
ziehen.

Wenn der Zellaktivator sich auf sie eingestellt hatte, würde immer noch genug Gelegenheit dazu bleiben, sie einzuweihen.

Andererseits war es bis dahin nicht ratsam, in ihrer Nähe zu bleiben. Sie war eine Expertin in der Kunst, ihren

Vater auszuhorchen und ihn zum Reden zu bringen, und im Augenblick schien sie ihm ohnehin mißtrauisch zu sein.

»Ich werde es dir ein andermal erzählen«, sagte er zu ihr. »Ich bin heute nur zu dir gekommen, weil ich es eilig

hatte, dir dieses besondere Schmuckstück zu bringen. Eigentlich hätte ich selbst dazu keine Zeit gehabt. Dein

Vater ist drauf und dran, ein berühmter Forscher zu werden.«
Ermigoa lachte.

»Das ist mir nicht neu«, sagte sie amüsiert. »Wie willst du noch berühmter werden, als du es schon bist?«

»Warte es ab! Zuerst muß ich meine Beobachtungen auswerten. Du wirst die erste sein, die das Ergebnis erfährt.«

Ihre Heiterkeit war plötzlich wie weggeblasen. Sie musterte ihn mit prüfendem Blick.

»Nein«, sagte sie nüchtern. »Das ist eine Lüge, und du weißt das. Sie wird die erste sein - nicht ich.«

Nermo Dhelim war wie vor den Kopf geschlagen. Sprachlos starrte er seine Tochter an.

»Es tut mir leid«, sagte Ermigoa nach einiger Zeit. »Ich habe kein Recht, dir Vorwürfe zu machen, und ein

Urteil über Mirona Thetins Charakter steht mir erst recht nicht zu. Aber ich kann sie nun mal nicht leiden. Geh

zu ihr, wenn du unbedingt willst, aber erzähle mir keine Lügen über die Arbeit, die auf dich wartet!«

Nermo Dhelim schwieg.

Er fragte sich, wie sie es wohl herausbekommen hatte.

Hatte sie es schon vor seiner Abreise gewußt?

Es war durchaus möglich. Sie war schließlich nicht dumm. Wahrscheinlich hatte sie schon in dem Augenblick

Verdacht geschöpft, als er darauf bestanden hatte, ihr eine eigene Wohnung einzurichten.

Offiziell hatte er das getan, damit sie in Ruhe und ohne die fast unvermeidliche Bevormundung durch ihren

Vater erwachsen werden konnte.

Er fragte sich, ob sie ihm das jemals geglaubt hatte.

»In deinen Augen bin ich wohl ein alter Mann«, sagte er langsam. »Aber ich fühle mich nicht so, wie du mich

siehst. Mein Leben ist noch längst nicht beendet, und deine Mutter wird nicht dadurch wieder lebendig, daß ich

mich in meine Forschungen vertiefe und die Welt ignoriere.«

»Ich sagte bereits, daß es mich nichts angeht«, erwiderte Ermigoa spitz. »Du siehst: Ich bin eine sehr

verständnisvolle Tochter.«

Aber ihr Tonfall besagte das genaue Gegenteil.

Plötzlicher Zorn stieg in ihm auf.

»Es geht dich tatsächlich nichts an!« sagte er schroff. »Wir sehen uns in einigen Tagen.«

»Gib mir vorher Bescheid!« rief sie ihm nach, als er zur Tür ging. »Auch ich habe ein Privatleben!«

»Ich habe nicht die Absicht, mich in deine Angelegenheiten einzumischen«, versicherte er bitter und ging hastig davon.

Für einen Augenblick fragte er sich, ob es richtig gewesen war, ihr das ewige Leben zu geben. War sie nicht schon immer ein wenig egoistisch gewesen?

Nicht nur ein wenig, dachte er. Sie hatte von Anfang an nur sich und ihr Vergnügen im Kopf. Der Gedanke schmerzte ihn. Er schob ihn hastig beiseite.

Er war nicht wankelmütig. Ihm wurde lediglich bewußt, daß es seine Tücken hatte, wenn man sich allzusehr von seinen Gefühlen leiten ließ.

Nermo Dhelim nahm sich vor, in Zukunft vorsichtiger zu sein.

»Ermigoa?« fragte Mirona Thetin. »Nein, ich habe sie nicht gesehen. Auch nicht mit ihr gesprochen. Wie kommst du auf diese Frage?«

»Es ist nicht wichtig«, wehrte Nermo Dhelim hastig ab.

»Hat sie dir nachspioniert?« fragte Mirona Thetin amüsiert. »Das würde mich nicht überraschen. Sie ist eifersüchtig. Das ist doch völlig normal.«

Nermo Dhelim war sich dessen nicht so sicher, aber in Mirona Thetins Gesellschaft fand er es mühsam, sich

über die Gefühle seiner erwachsenen Tochter den Kopf zu zerbrechen.

Mirona Thetin war eine faszinierende Frau.

Sie hatte die seltene Gabe, Menschen zu akzeptieren, ohne sie verändern zu wollen.

Und sie hatte Verstand.

Sie war die einzige, die Nermo Dhelims hochfliegenden Gedanken stets zu folgen vermochte. Bei Mirona

Thetin brauchte er seinem Verstand niemals Zügel anzulegen. Ganz gleich, welches Thema er auch anschnitt,

sie wußte, wovon er sprach, und sie war imstande, sich dazu zu äußern.

Abgesehen davon war sie wunderschön. Nermo Dhelim konnte getrost davon ausgehen, daß jeder männliche

Lemurer, der Mirona Thetin kannte, ihn ehrlichen Herzens um jede einzelne Minute beneidete, die er in

Gesellschaft der Hohen Tamrätin verbrachte.

»Ich habe etwas sehr Seltsames entdeckt«, sagte der Wissenschaftler, um das Thema zu wechseln. »Diese

Entdeckung wird möglicherweise von entscheidender Bedeutung für die Zukunft unseres Volkes sein.«

Mirona Thetin sah ihn an und lächelte.

Sie sah wunderbar aus, wenn sie lächelte.

Sie sah auch wunderbar aus, wenn sie wütend war. Es gab tatsächlich keine einzige Stimmung, die ihr etwas

von ihrem Reiz genommen hätte.

»Du bist ja richtig aufgereggt«, stellte sie fest.

»Und ich bin es mit gutem Grund«, erwiderte Nermo Dhelim. »Es könnte nämlich sein, daß ich das Geheimnis

des ewigen Lebens entdeckt habe.«

Für einen Augenblick glitt etwas wie ein Schatten über ihr Gesicht.

»Nein, ich bin nicht verrückt geworden«, sagte er beschwichtigend. »Und es ist auch kein Hirngespinnst. Aber

andererseits werde ich wohl noch viel Zeit brauchen, um diese Idee zu realisieren.«

Diese Behauptung gehörte zu der Geschichte, die Nermo Dhelim sich zurechtgelegt hatte, um mit der Wahrheit

noch hinter dem Berg halten zu können und sich trotzdem eine Möglichkeit zu schaffen, mit Mirona Thetin

über die ganze Angelegenheit zu reden.

Die Lemurerin sah den Wissenschaftler aufmerksam an.

»Das ewige Leben«, wiederholte sie nachdenklich. »Die Unsterblichkeit. Das ist ein uralter Mythos. Aber ich

glaube nicht recht daran, daß diese Idee sich verwirklichen läßt.« »Warum nicht?«

Mirona Thetin schien von der Ernsthaftigkeit seine Frage überrascht zu sein.

»Vielleicht läßt sich meine Skepsis einfach auf die Befürchtung zurückführen, daß es zu schön wäre, um wahr

zu sein«, erwiderte sie mit einem leisen Lachen. »Die Unsterblichkeit - stell dir nur vor, wie es wäre, wenn wir

zwei sie hätten! Glaubst du, daß eine Liebe ewig währen kann?«

»Ich bin mir noch nicht einmal sicher, daß ausgerechnet wir beide die Unsterblichkeit verdient hätten«, sagte

Nermo Dhelim nachdenklich. »Man müßte die, die sie bekommen sollten, zweifellos mit ganz besonderer

Sorgfalt auswählen.«

»Es ist also nicht so, daß du sie jedem geben könntest?«

»Auf gar keinen Fall. Es wäre ein ungemein schwieriges Unternehmen, die Geräte zu bauen, von denen ich

glaube, daß sie ihren Trägern die Unsterblichkeit garantieren könnten.«

»Ich glaube nicht, daß ich unsterblich sein möchte, wenn ich meine ewige Jugend in einer Maschine verbringen

müßte.«

Er lachte über ihren Pessimismus. »Das wäre auch gar nicht nötig«, beruhigte er sie. »Die Geräte, an die ich

denke, wären sehr klein. Man könnte sie an einer Kette um den Hals tragen - wie Schmuckstücke.«

»Schmuckstücke, die ihre Träger für ewig jung erhalten!« »Ja.«

»Das wäre eine großartige Erfindung.«

»Da gebe ich dir recht.« »Und es wäre kein Haken dabei?« »Oh, doch!« »Und zwar?«

»Nun, ich fürchte, daß es eine Entscheidung wäre, die sich nicht rückgängig machen ließe. Ich nenne diese

Geräte »Zellschwingungsaktivatoren«, und ich habe recht genaue Vorstellungen davon, wie sie arbeiten sollen.

Eines steht schon jetzt fest: Diese Geräte werden sich innerhalb weniger Tage auf ihren Träger

einstellen.

Danach darf man sie nie wieder ablegen, nicht einmal für die Dauer einer Sekunde.«

»Und wenn man es nun doch einmal täte?«

»Würde man zu Staub zerfallen«, sagte Nermo Dhelim ernst. »Und der Aktivator würde sich selbst zerstören.«

»Ich fürchte, daß dies ein Punkt ist, an dem du noch arbeiten mußt«, bemerkte Mirona Thetin spöttisch. »Ließe

sich das denn nicht anders regeln? Stell dir nur mal vor, du gibst eines von diesen Dingen einem Lemurer, der

mit der Gnade der Unsterblichkeit nicht umgehen kann. Dann hättest du nach Lage der Dinge keine einzige

Chance, deinen Fehler nachträglich zu korrigieren.«

»Das wäre unter Umständen ein Problem«, stimmte Nermo Dhelim zu. »Um so wichtiger wäre es, von

vornherein die größtmögliche Sorgfalt auf die Auswahl der potentiellen Träger zu verwenden.«

»Eine Auswahl«, murmelte sie nachdenklich. »Fragt sich nur, nach welchen Kriterien sie erfolgen sollte.«

»Intelligenz, Verantwortungsgefühl ...«

»Ja, sicher, das auch«, wehrte Mirona Thetin ungeduldig ab. »Aber was sollen wir uns jetzt, schon den Kopf

darüber zerbrechen? Dazu bleibt uns doch später noch genug Zeit.«

Nermo Dhelim schwieg verblüfft. Er war sich nicht sicher, ob er wirklich verstand, wie sie das meinte.

»Zeit!« fuhr sie fort, und ihre Stimme hatte einen ganz sonderbaren, ungewohnten Klang.

Eine seltsame Gier lag darin.

Er beobachtete sie von der Seite her. Sie schien es nicht zu bemerken.

Sie erschien ihm in diesem Augenblick wie ein Raubtier. Eines, das unter Menschen aufgewachsen und das

darum bisher als zahm und sanft erschienen war.

Aber dieses Raubtier war gar nicht zahm. Es war nur ahnungslos, weil es noch nicht wußte, zu welchem Zweck

die Natur ihm Krallen und Zähne mitgegeben hatte. Und plötzlich, zum allerersten Mal, sah dieses Raubtier

seine angestammte Beute vor sich, und in Sekundenschnelle hatte es begriffen, was es damit auf sich hatte.

Es war etwas Erschreckendes daran, hier zu sitzen und zuzusehen, wie diese seltsame Gier in Mirona Thetins

Blicken erschien. Es war, als erwache die Lemurerin jetzt richtig zum Leben.

»Zeit!« wiederholte sie nach einer Weile.

Es klang sehr beunruhigend.

Sie tat einen langen, seufzenden Atemzug. Sie hatte die Hände zu Fäusten geballt - nicht, als wolle sie

jemanden schlagen, sondern als hielte sie etwas fest. Sie legte den Kopf ein wenig zurück. Ihr Blick wirkte

verklärt.

Sie sah aus, als hätte sie eben eine Offenbarung erlebt.

»Zeit genug, all das zu tun, wozu ein einzelnes Leben normalerweise nicht ausreicht«, flüsterte sie.

Sie wandte sich ihm zu. Ihre Augen strahlten ihn an.

»Das ist die beste Entdeckung, die du je gemacht hast«, sagte sie.

Nermo Dhelim hatte plötzlich Angst vor Mirona Thetin. Er erkannte, daß er ihr nicht mehr vertrauen konnte.

Es war ein Fehler gewesen, mit ihr über die Unsterblichkeit zu sprechen. Sie würde immer wieder zu diesem

Thema zurückkehren. Sie würde keine Ruhe mehr geben, bis Nermo Dhelim ihr alle ihm bekannten

Informationen zu diesem Thema verraten hatte. Ich sollte zusehen, daß ich so schnell wie möglich eine

gehörige Distanz zwischen uns lege, dachte er. Jetzt, sofort! Trotzdem fühlte er sich immer noch zu ihr

hingezogen.

»Noch ist es nicht soweit«, sagte er.

»Noch sind diese Geräte nicht fertig. Und wenn sie es einmal sein werden ... Ich bin mir nicht ganz sicher, daß

wir beide wirklich zu denen gehören sollten, die sie einmal tragen werden.«

Sie starrte ihn schockiert an. Im nächsten Augenblick hatte, sie sich schon wieder gefangen.

»Du mußt auf jeden Fall einer der Unsterblichen sein«, sagte sie sanft. »Denn nur du könntest jederzeit weitere

Aktivatoren anfertigen. Und was mich betrifft - nun ...«

Sie lachte leise auf und legte die Arme um ihn.

Dem Lemurer kam siedendheiß zu Bewußtsein, daß er ihr bereits viel zu viel erzählt hatte.

Unter seiner Kleidung hing der Aktivator auf seiner Brust. Wenn Mirona Thetin dieses Gerät erblickte, würde

sie sofort wissen, worum es sich dabei handelte. Es würde überhaupt keinen Sinn haben, ihr dasselbe Märchen

aufzutischen, mit dem Nermo Dhelim seine Tochter fürs erste abgelenkt hatte.

Er entzog sich ihrer Umarmung, indem er aufstand.

Mirona Thetin blickte zu ihm auf.

»Was ist los?« fragte sie irritiert.

»Ich habe noch zu arbeiten«, erwiderte er schroff.

Er verließ sie so hastig, daß man fast von einer Flucht sprechen konnte.

5.

»Ich weiß nicht, was für eine Art von Schmuckstück das sein soll«, sagte Ermigoa, als sie sich widersahen,

»aber es muß wohl wirklich etwas Besonderes daran sein.«

Nermo Dhelim schwieg. Ihm war klar, daß es an der Zeit war, seiner Tochter die Wahrheit zu sagen, aber er

wußte nicht, wie er es anfangen sollte.

Die Enttäuschung, die Mirona Thetin ihm bereitet hatte, machte ihm sehr zu schaffen. Er hatte Angst davor, daß

Ermigoa ähnlich reagieren könnte, sobald er sie in sein Geheimnis einweihte. Gleichzeitig hoffte er immer

noch, daß Mirona zu einer vernünftigeren Einstellung zurückfinden würde, sobald sie erst einmal Zeit und

Gelegenheit hatte, über ihr letztes Gespräch mit Nermo Dhelim nachzudenken.

Ermigoa erwähnte die Mißstimmigkeiten vom letztenmal mit keinem Wort. Sie schien

eingesehen zu haben,
daß sie kein Recht hatte, sich in das Leben ihres Vaters einzumischen. Außerdem mochte der Aktivator sie von ihrer Eifersucht abgelenkt haben.

»Du hörst mir gar nicht zu«, stellte sie fest.

»Entschuldige«, murmelte Nermo Dhelim. »Ich war mit meinen Gedanken bei einem sehr schwierigen Problem. Es hat etwas mit diesem ... Schmuckstück zu tun, das du gerade erwähntest.«

»Ein Zauberding«, sagte Ermigoa. »Ich könnte fast anfangen, an Magie zu glauben.«

»Du spürst also bereits eine Wirkung?«

»Oh, ja! Ich habe mich noch nie zuvor so frisch und stark gefühlt.«

»Das kommt daher, daß du auch nie zuvor so frisch und stark warst«, sagte Nermo Dhelim nüchtern. »Erinnerst du dich an die seltsame Legende, von der ich dir erzählt habe?«

Ermigoa sah ihn lächelnd an.

»Du hast mir sehr viele seltsame Legenden erzählt«, bemerkte sie amüsiert. »Man könnte mit Fug und Recht behaupten, daß ich mit derartigen Geschichten aufgewachsen bin. Aber ich kann mich nicht daran erinnern, daß in einer dieser Legenden von derartigen Anhängern die Rede war.«

»Ich meine die Legende vom Planeten des ewigen Lebens«, sagte Nermo Dhelim langsam. »Von der mächtigen Entität, die über ganze Galaxien herrscht. Erinnerst du dich nicht an die Geschichte von den Wesen, die länger als ihre Sonne leben?«

Er beobachtete seine Tochter ängstlich und wartete auf etwas, von dem er gleichzeitig hoffte, daß es niemals geschehen würde.

Ermigoa war eine überaus intelligente junge Lemurerin. Sie brauchte nur eine knappe Sekunde, um die Wahrheit zu erkennen.

Hastig hob sie die Hände. Sie umklammerte den Gegenstand, von dem sie bisher gedacht hatte, daß er nur ein sonderbares Schmuckstück sei.

»Die Unsterblichkeit?« fragte sie leise. Sie wirkte erschrocken.

»Ja.«

»Warum hast du mir das nicht gesagt?«

»Ich wollte Diskussionen vermeiden«, erwiderte er. »Aus welchem Grund?«

Sie war wie benommen. Das wunderte Nermo Dhelim nicht. Ihre Reaktion schien ihm völlig normal.

»Du hättest dieses Geschenk möglicherweise abgelehnt«, sagte er langsam. »Und das wollte ich nicht.«

»Wer würde schon ein solches Geschenk ablehnen?«

Er schwieg. Er hielt es für besser, ihr ein wenig Zeit zu lassen.

»Es ist ein Haken dabei«, stellte sie schließlich fest. »Die Unsterblichkeit ist ein allzu kostbares Geschenk. Wie viele Anhänger dieser Art hast du gefunden?«

»Vierzehn.«

»Einen hast du. Den zweiten hast du mir gegeben. Wer soll die anderen erhalten?«
»Das habe ich noch nicht entschieden.«
»Es müssen ganz besondere Lemurer sein, denen du sie gibst. Weise müssen sie sein, gütig und friedfertig. Es wird nicht schwierig sein, geeignete Kandidaten zu finden, aber ich fürchte, viele von ihnen werden sich verändern, wenn sie diesen Anhänger erst einmal besitzen und seine Wirkung spüren.«
»Eben, das ist das Problem«, erklärte Nermo Dhelim. »Ich kann mir keine Experimente erlauben, denn wenn sich diese wunderbaren kleinen Geräte erst einmal auf jemanden eingestellt haben, darf man sie nicht wieder ablegen. Tut man es trotzdem, zerfällt der Träger zu Staub, und der Aktivator vernichtet sich.«
»Ist die Frist bei mir schon überschritten?« fragte Ermigoa hastig.
»Ja«, erwiderte er.
Seine Tochter starrte ihn entsetzt an.
»Das hättest du nicht tun sollen«, sagte sie schließlich. »Du hättest mir dieses Gerät nicht, einfach umhängen dürfen! Ich habe die Unsterblichkeit nicht verdient.«
»Niemand verdient sich die Unsterblichkeit.« erwiderte Nermo Dhelim heftig.
Es war ihm ernst damit.
Er war sich längst nicht mehr sicher, daß die Zellaktivatoren wirklich ein so großartiges Geschenk darstellten, wie es ihm im ersten Augenblick hatte scheinen wollen. Im Gegenteil: Bisher hatten ihm diese Geräte nichts als Kummer und Sorgen bereitet.
»Wenn sie erst einmal verteilt sind, wird es einfacher sein«, sagte er aus diesem Gedanken heraus.
Ermigoa bezweifelte das. Man sah es ihr deutlich an.
»Wird sie einen bekommen?« fragte sie.
Nermo Dhelim zögerte mit der Antwort.
Es war schwer genug für ihn, sich mit der Tatsache abzufinden, daß er Mirona Thetin aus dem Kreis der Kandidaten streichen mußte. Es auch noch auszusprechen, gerade Ermigoa gegenüber, machte es nicht leichter.
Nermo Dhelim schämte sich. Nicht nur vor seiner Tochter, sondern auch vor sich selbst. Die ganze Zeit hindurch hatte er Ermigoa verdächtigt, sie sei blind vor Eifersucht und daher nicht imstande, Mirona Thetin objektiv zu beurteilen. Jetzt wußte er, daß es genau umgekehrt war: Er war es, der sich von seinen Gefühlen hatte blenden lassen.
»Nein!« sagte er grob. »Sie wird die Unsterblichkeit nicht bekommen!«
Ermigoa war so taktvoll, keinerlei Genugtuung zu zeigen.
Er hätte sie gerne gefragt, warum sie Mirona Thetin stets mißtraut hatte, aber er fürchtete, daß die Antwort ihm nicht gefallen würde. Darum stürzte er sich Hals über Kopf in einen Schwall von Erklärungen: So kam er gar nicht erst in Versuchung, das heikle Thema noch einmal anzuschneiden.
Er erzählte seiner Tochter von der Welt des ewigen Lebens, von dem Auftrag, den der

Unsterbliche den
Lemurern durch Nermo Dhelim erteilt hatte von den Vorfahren aus der Zweiten Galaxis und dem
System der
dreißundvierzig Planeten, von den Spielregeln, die die Träger der Zellaktivatoren beachten
mußten, und zum
Schluß zeigte er ihr den funktionslosen, ausgeglühten Aktivator, den Ernst Ellert ihm mitgegeben
hatte.
»Ich möchte, daß du ihn behältst«, sagte Nermo Dhelim zu seiner Tochter. »Er soll dich daran
erinnern, daß du
die Unsterblichkeit nur allzu leicht wieder verlieren kannst.«
»Ich werde ihn in Ehren halten«, versprach Ermigoa.
Nermo Dhelim zuckte innerlich zusammen. Er erkannte erschrocken, daß dies fast aufs Wort
genau dieselbe
Formel war, die er selbst angesichts dieses makabren Souvenirs benutzt hatte.
»Es tut mir leid«, sagte Mirona Thetin. »Es sollte ein Scherz sein. Mir ist erst viel zu spät
klargeworden, daß du
in diesem Augenblick nicht zum Scherzen aufgelegt warst. Es tut mir leid.«
Er wußte nicht, was er darauf antworten sollte.
Sie hatte ihn überrumpelt. Als er nach dem Besuch bei Ermigoa nach Hause gekommen war,
hatte er plötzlich
Mirona Thetin gegenübergestanden.
Jetzt, als er sie vor sich sah, wußte er nicht einmal mehr, was er denken oder fühlen sollte. Das
Herz klopfte
ihm bis zum Halse. Er stand da und starrte die Tamrätin an, als sei er nicht ganz bei Trost.
Nermo Dhelim fragte sich, welchen Wert er ihren Worten jetzt wohl noch beimessen durfte. Er
erinnerte sich
sehr genau an die maßlose Gier, die er in ihren Blicken gesehen hatte, und er wußte, daß er dabei
durchaus
nicht einer Sinnestäuschung zum Opfer gefallen war.
Mirona Thetins Entschuldigung war nichts als leeres Gewäsch.
Er fragte sich, ob die Lemurerin nur etwas ahnte oder ob sie etwas wußte, und wenn ja, wieviel.
Gleichzeitig
begriff er, daß sie nicht gewillt war, sich mit leeren Worten abspeisen zu lassen.
Da war ein seltsames Funkeln in ihren Augen, und ihr Lächeln machte ihm angst.
Und trotzdem wollte er all das, was er so deutlich erkennen konnte, einfach nicht wahrhaben. Er
verdrängte
jeden Gedanken daran, daß er sich in Gefahr befinden könnte.
Ich sollte mich umdrehen und gehen! dachte er. Es hat keinen Sinn mehr, mit ihr zu reden!
Aber wenn er sich jetzt abwandte, würde er sie nie wiedersehen. Das war ein Gedanke, den er
nicht ertragen
konnte. Er hatte geglaubt, er könne damit fertig werden, aber jetzt schien ihm völlig
unvorstellbar, daß er fähig
sein sollte, sich selbst einen solchen Schmerz zuzufügen.
Sie tat einen Schritt nach vorn, so daß das Licht auf ihr Gesicht fiel.
»Verzeih mir, bitte!« sagte sie.
Sie sah aus, als hätte sie geweint.
Nermo Dhelim zögerte. Er sagte sich in aller Nüchternheit, daß er ihr nicht mehr vertrauen durfte,
aber dabei

beherrschte ihn der Wunsch, er könne seinen eigenen Verstand packen und erwürgen.
»Reicht es nicht, daß ich dich um Verzeihung bitte?« fragte sie. »Was soll ich denn sonst noch tun?«
Wenn er das nur selbst gewußt hätte!
»Ich weiß nicht einmal, was ich dir eigentlich getan habe«, fuhr sie fort. Diesmal schwang Verärgerung in ihrer Stimme mit. »Was ist denn plötzlich mit dir los? Willst du mir nicht wenigstens erklären, was ich falsch gemacht habe?«
Sie lügt! dachte er. Sie weiß ganz genau, worum es geht. Andernfalls hätte sie vorhin nicht behauptet, daß es nur ein Scherz gewesen sei.
Es war eine Erleichterung für ihn. Endlich wußte er, woran er war.
Und gleichzeitig war es ein Schock.
Mirona Thetin mußte schon vom ersten Augenblick an gewußt haben, daß Nermo Dhelim die lebensspendenden Geräte nicht erst zu bauen brauchte. Ihr war sofort klar gewesen, daß er diese Geräte bereits besaß. Und sie war nicht gewillt, sich eine solche Chance entgehen zu lassen.
Sie war nur aus einem einzigen Grund zu ihm gekommen:
Um sich das ewige Leben zu holen.
Sie lächelte.
»Laß uns noch einmal in Ruhe über alles reden!« schlug sie vor.
Sie sprach so sanft, als hätte sie es mit einem Kind zu tun, das noch zu dumm und zu unvernünftig war, um einsehen zu können, wann es im Unrecht war.
»Es gibt nichts mehr zu bereden«, sagte Nermo Dhelim schroff.
Sie schaltete sofort um.
Der Wissenschaftler fragte sich, wie oft sie das schon getan haben mochte, ohne daß er es bemerkt hatte.
Seit wie langer Zeit hatte sie ihn schon benutzt und manipuliert? Und wie, um alles in der Welt, hatte er so blind sein können, daß es ihm nie zuvor aufgefallen war?
»Laß mich von dir Abschied nehmen!« sagte Mirona Thetin leise und kam näher.
Er wich vor ihr zurück, aber es war zu spät.
Sie hielt plötzlich einen Paralysator in der einen und ein Messer in der anderen Hand. Da wurde ihm endlich klar, daß sie keinerlei Rücksicht mehr nehmen würde.
»Bleib stehen, Dummkopf!« befahl sie kalt.
Nermo Dhelim tat das Gegenteil: Er drehte sich um und rannte. Besser gesagt: Er wollte es tun.
Die Außenwand des Gebäudes war direkt hinter ihm. Er prallte mit der Stirn dagegen.
In seinem Schädel dröhnte es. Über das Dröhnen hinweg hörte er ein Lachen.
Mirona Thetin faßte ihn an der Schulter und riß ihn herum.
Nermo Dhelim unternahm einen Versuch, der Lemurerin den Paralysator oder das Messer zu entreißen, aber er war viel zu langsam. Mirona Thetin wich ihm mit spielerischer Leichtigkeit aus.
Sie hob das Messer. Die Klinge blitzte auf. Nermo Dhelim sah es, ohne zu begreifen, was geschah.

Dann spürte er den Schmerz.

Er senkte den Kopf und stellte fest, daß Mirona Thetin ihm den rechten Oberschenkel aufgeschlitzt hatte.

Sie stand vor Nermo Dhelim, nur einen einzigen Schritt von ihm entfernt und doch außerhalb seiner

Reichweite. Ihre gesamte Haltung verriet lebhaftes Interesse. Sie beobachtete den Wissenschaftler mit größter Aufmerksamkeit.

»Du magst unsterblich sein, aber unverwundbar bist du offenbar nicht«, stellte sie fest. »Bist du unsterblich?«

Er konnte ihr nicht antworten. Das Blut strömte aus der Wunde, die sie ihm beigebracht hatte, und mit dem Blut floß sein Leben davon.

Jenes Leben, das Jahrtausende hätte währen sollen.

Nermo Dhelim taumelte, fiel gegen die Wand und rutschte langsam daran hinab.

Mirona Thetin beugte sich über ihn. Er starrte sie an und konnte nicht glauben, was er sah.

Sie hatte ihre Maske fallen lassen. Was dahinter zum Vorschein gekommen war, stimmte nicht mit dem Bild

überein, das Nermo Dhelim sich bisher von ihr gemacht hatte.

Diese andere, unbekannte Mirona Thetin war kalt und gierig. Sie war gar nicht fähig, irgend jemanden zu

lieben. Es war alles nur Lug und Trug.

Aber sie war immer noch wunderschön.

Und gerade ihre Schönheit war es, die den Wissenschaftler mit Grauen erfüllte.

»Wo hast du es?« fragte sie leise. »Du trägst es doch sicher bei dir, nicht wahr? Ist es nicht eine entsetzliche

Enttäuschung für dich, daß es noch nicht einmal imstande ist, die Blutung zu stillen?«

Sie entdeckte die dünne Kette an Nermo Dhelims Hals und lächelte.

»Da haben wir es ja schon«, sagte sie sanft.

Sie griff nach der Kette. Er spürte die Berührung und schloß die Augen.

In Gedanken sah er den ausgeglühten Aktivator vor sich.

Wenn sie die Kette zerreißt, dachte er, wird sich der Aktivator vernichten. Mirona Thetin wird dabei sterben.

Und das ist gut so.

Die anderen Zellaktivatoren lagen in einem sicheren Versteck. Ermigoa würde sie zu finden wissen. Sie kannte

dieses Versteck. Mirona Thetin dagegen nicht.

Arme Ermigoa, dachte Nermo Dhelim, und die Tränen liefen ihm über das Gesicht. Ich hoffe, daß du klüger

sein wirst als ich. Triff eine bessere Wahl, als ich es tun wollte!

»Nein, so nicht!« hörte er Mirona Thetin flüstern.

Dann verlor er das Bewußtsein.

»Aufwachen, Dummkopf!«

Nermo Dhelim zuckte zusammen.

Der Schmerz war schlimm. So schlimm, daß der Lemurer glaubte, daran sterben zu müssen. Aber der Tod

wollte nicht kommen.

»Keine besonders tolle Erfindung«, bemerkte Mirona Thetin. »Er kann keine Blutungen stillen

und keine
Schmerzen betäuben. Dieser kleine Apparat hat noch einige Mängel. Du wirst sie beseitigen
müssen, mein
Liebling.«
Nermo Dhelim öffnete die Augen.
»Ich kann nichts daran ändern«, flüsterte er.
»Du wirst dich noch sehr darüber wundern, was du alles können wirst«, versprach Mirona Thetin
gelassen. »Ich
bin sicher, daß ich die richtigen Mittel kenne, um deinen Arbeitseifer zu wecken.«
»Nein«, erwiderte Nermo Dhelim voller Trauer und Haß. »Damit ist es jetzt vorbei.«
Sie lachte.
»Ich meinte nicht solche Mittel«, erklärte sie sarkastisch. »Ich dachte eher an so etwas hier.«
Sie schlug ihm mit der Faust ins Gesicht. Sie zielte gut dabei: Sie bereitete ihm Schmerzen, aber
sie vermied es,
ihn bewußtlos zu prügeln.
»Ich gebe zu, daß diese Methode ein bißchen grob ist«, fuhr sie fort. »Aber wir stehen ja auch
erst am Beginn
unserer Zusammenarbeit. Wenn du mir ein bißchen Zeit gibst, lasse ich mir feinere Mittel
einfallen. Und nun
wirst du die Güte haben, mir ein bißchen mehr über das Thema Unsterblichkeit zu erzählen.«
Nermo Dhelim schwieg.
»Du solltest mit mir kooperieren!« warnte sie. »Tust du es nicht, dann könnte das deiner
Gesundheit sehr
abträglich sein.«
Nermo Dhelim drehte den Kopf zur Seite und schloß die Augen.
Ich werde das überleben! schwor er sich. Und ich werde hier herauskommen. Von diesem
Augenblick an werde
ich nur noch ein einziges Ziel haben, solange Mirona Thetin noch lebt: Ich werde alles
daransetzen, um zu
verhindern, daß sie die Unsterblichkeit erhält.
»Wie du willst«, sagte Mirona Thetin. »Dann werde ich mich mit Ermigoa befassen müssen.«
»Nein!«
Sie lachte.
»Hast du Angst um sie?« fragte sie spöttisch. »Du hast auch allen Grund dazu. Wenn ich mit ihr
fertig bin,
wirst du sie nicht mehr wiedererkennen.«
Nermo Dhelim hatte geglaubt, daß er nicht mehr imstande sei, noch größeres Entsetzen zu
empfinden, als es
bereits der Fall war, aber er stellte fest, daß er sich geirrt hatte.
Er glaubte Mirona Thetin jedes einzelne Wort, und er war sich absolut sicher, daß sie ihn diesmal
nicht belog.
»Was willst du wissen?« fragte er entmutigt.
Mirona Thetin beugte sich über ihn. Sie lächelte. Ihre Augen strahlten ihn an.
»Wo sind die anderen Anhänger?« fragte sie sanft. »Wo hast du sie versteckt?«
Er sagte es ihr.
Und er verriet ihr auch alles andere, was sie im Zusammenhang mit den Zellaktivatoren und der
relativen
Unsterblichkeit wissen mußte.

Nur ein einziges Detail verschwieg er ihr: Daß es noch einen vierzehnten Zellaktivator gab - den, den Ermigoa jetzt trug.

Mirona Thetin saß die ganze Zeit hindurch neben ihm und tupfte ihm mit einem weichen Tuch den Schweiß von der Stirn. Ein unbefangener Beobachter hätte glauben können, daß sie damit beschäftigt war, voller Liebe und Hingabe einen Verletzten gesundzupflegen.

Sie hatte Nermo Dhelims verletztes Bein mit einem Schnellverband versehen. Der Wissenschaftler würde zumindest nicht verbluten.

»Siehst du«, sagte sie geradezu liebevoll, als sie alles erfahren hatte, was Nermo Dhelim ihr zu sagen

vermochte. »Das war doch gar nicht so schwer, nicht wahr?«

Für einen Augenblick hoffte er, sie würde ihn gehen lassen.

»Jetzt bleibt nur noch eine einzige Frage offen«, bemerkte sie sanft.

Nermo Dhelim erschrak. Er glaubte nichts anderes, als daß sie Verdacht geschöpft hatte.

Er fragte sich, was er tun sollte, falls sie ihn zu zwingen versuchte, seine eigene Tochter in eine Falle zu locken.

Du scheinst mir ein charakterfester Mann zu sein, hatte der Bote der Superintelligenz bemerkt, und Nermo

Dhelim hatte es nicht für nötig gehalten, darauf einzugehen - so fest war er davon überzeugt gewesen, daß es

völlig unmöglich sei, ihn zu irgendeiner Art von Verrat zu zwingen.

Offensichtlich hatte er sich geirrt.

Als besonders demütigend empfand er die Erkenntnis, daß Mirona Thetin es noch nicht einmal nötig gehabt

hatte, raffinierte Verhörmethoden anzuwenden, Drogen zu benutzen oder technische Hilfsmittel einzusetzen.

Einfache Gewaltanwendung und Erpressung waren offenbar völlig ausreichend.

Die Tamrätin saß neben Nermo Dhelim und beobachtete ihn.

Er bemühte sich gar nicht erst, seine Angst vor ihr zu verbergen. Er wußte, daß dies ein Fehler gewesen wäre.

Wenn Mirona Thetin auch nur den leisesten Anhaltspunkt dafür gefunden hätte, daß der Wissenschaftler immer

noch die Kraft hatte, ihr Informationen vorzuenthalten, hätte sie keine Ruhe gegeben.

Nermo Dhelim war an einem Punkt angelangt, an dem er nicht mehr viel zu ertragen vermochte. Er blickte

zitternd zu der Frau auf, die er einmal geliebt hatte.

»Ich habe dir alles gesagt, was ich weiß«, versicherte er.

»Mein armer Liebling!« sagte sie in grauenerregender Zärtlichkeit und strich ihm das schweißverklebte Haar

aus der Stirn. »Das waren anstrengende Stunden für dich. Ich bin mir dieser Tatsache bewußt. Du hast dir ein

wenig Ruhe verdient. Du sollst diese Ruhe haben.«

Sie stand auf.

Nermo Dhelim war starr vor Angst. Er fragte sich verzweifelt, was sie vorhaben mochte, wagte es aber nicht,

sie danach zu fragen.

Mirona Thetin wandte sich schweigend ab. Er beobachtete sie dabei, wie sie umherging und Ordnung schuf.

Als er sie so beobachtete, fragte er sich, ob sie wohl wahnsinnig sei. Das hätte ihm seine Niederlage ein wenig erträglicher gemacht. Aber zu seinem großen Bedauern kam er zu dem Schluß, daß sie keinerlei Anzeichen von Wahnsinn zeigte.

Die Ungewißheit wurde unerträglich.

»Was hast du vor?« fragte Nermo Dhelim.

Sie sah sich prüfend um und nahm den Behälter mit den Zellaktivatoren an sich.

»Neugierig?« fragte sie lächelnd. »Du enttäuschst mich, Nermo Dhelim. Bist du tatsächlich so dumm, daß du meine Pläne nicht durchschauen kannst?«

Der Wissenschaftler schloß die Augen und kämpfte den Wunsch nieder, all seine Wut, seinen Haß und seine

Enttäuschung laut herauszuschreien. Er sagte sich, daß Mirona Thetin nur darauf wartete, daß er sich eine

solche Blöße gab.

Oder auch nicht.

Wahrscheinlich war es dieser Lemurerin mittlerweile völlig gleichgültig, was Nermo Dhelim dachte, plante

oder erwartete. Noch wahrscheinlicher war es, daß es sich auch früher niemals anders verhalten hatte.

Mirona Thetin hatte stets ein klares Ziel vor Augen gehabt: Das war die Macht, nach der sie strebte. Nichts und

niemand hatte es je vermocht, sie davon abzulenken.

Sie beugte sich über ihr Opfer, schob zwei Finger unter die dünne Kette, an der der Zellaktivator hing, und zog sie ihm über den Kopf.

Der Lemurer starrte sprachlos vor Entsetzen auf den Aktivator.

Mirona Thetin warf das kleine Gerät in die entfernteste Ecke des großen Wohnraums, wandte sich wortlos ab

und ging davon.

Der Wissenschaftler begriff plötzlich, worum es ihr ging: Sie wollte wissen, ob eine Trennung von Aktivator

und Träger wirklich so dramatische Folgen nach sich zog, wie Nermo Dhelim es ihr gesagt hatte.

Er versuchte aufzustehen und sich den Aktivator zurückzuholen, aber er konnte das rechte Bein nicht benutzen.

Es knickte unter ihm weg. Er stürzte zu Boden.

Im ersten Augenblick hatte er geglaubt, das Bein sei völlig taub. Jetzt wurde er eines Besseren belehrt. Die

Schmerzen waren so schlimm, daß er glaubte, er müsse ohnmächtig werden.

Er wurde es jedoch nicht.

Nach einem weiteren Versuch war ihm klar, daß der Weg quer durch den Wohnraum bis zu der Ecke, in der der

Aktivator lag, zu weit für ihn war. Ganz gleich, wieviel Zeit ihm noch blieb, bis das Gerät explodierte: Er

würde es nicht schaffen.

Trotzdem versuchte er es.

Nermo Dhelim kroch auf dem Bauch durch seine eigene Wohnung. Er zog eine Blutspur hinter sich her und

schrie vor Schmerzen.

Bis der Kommunikator sich einschaltete.

Ermigoa erschien auf dem Bildschirm. Sie blickte entsetzt auf ihren Vater und das viele Blut.

»Du mußt fliehen!« schrie er sie an. »Versteck dich! Sie hat die Aktivatoren - alle!«

Dabei hoffte er verzweifelt, daß seine Tochter wenigstens dieses eine Mal einer von ihm gegebenen Anweisung

folgen würde, ohne vorher stundenlang mit ihm darüber zu diskutieren.

Er sah, wie sie zu einer Frage ansetzte. Aber sie sagte nichts.

Nermo Dhelim erkannte sehr schnell den Grund dafür. Er sah, wie seine Hand sich veränderte, und er spürte,

wie alle Kraft aus seinem Körper wich.

Mit seinen Kräften schwanden auch seine Schmerzen. Er sah das Entsetzen in den Augen seiner Tochter.

»Lauf!« sagte er. »Laß dich nicht erwischen!«

Das war das letzte, was Nermo Dhelim sagte und dachte.

Ermigoa blickte noch immer wie erstarrt auf ihn hinab. Sie sah, wie der Körper ihres Vaters zu Staub zerfiel.

Dann flammte in der Ecke, in der der Zellaktivator lag, ein grelles Licht auf.

Danach spielte es keine Rolle mehr, daß Mirona Thetin bei der Beseitigung der von ihr hinterlassenen Spuren

nicht besonders gründlich vorgegangen war, denn der gesamte Raum bot ein Bild der Verwüstung.

Mirona Thetin kam offenbar nie auf die Idee, daß auch Ermigoa einen Zellaktivator besaß. Sie suchte nicht

nach Nermo Dhelims Tochter. Wahrscheinlich war sie zufrieden, daß Ermigoa sich ihrerseits nicht bei ihr meldete.

Im Lauf mehrerer Jahre suchte und fand die Tamrätin elf Verbündete: Lemurer wie sie, kalt, intelligent und machthungrig.

Mirona Thetin war viel zu klug, als daß sie sich diesen Lemurern jemals zu erkennen gegeben hätte. Sie

bediente sich der verschiedenartigsten Tarnungen, um sich jeden ihrer elf Verbündeten zu grenzenlosem

Gehorsam zu verpflichten.

Als Tarnung Nummer eins benutzte sie den Namen des Wissenschaftlers, den sie ermordet hatte. Den zwölf Unsterblichen stand alle Zeit des Universums zur Verfügung - zumindest glaubten sie das. Mirona

Thetin hielt sich im Hintergrund und lenkte ihre Verbündeten mit aller Sorgfalt. Schritt für Schritt ließ sie sie

ihre Macht ausbauen, bis es endlich soweit war, daß die Unsterblichen das alte, lemurische Tamanium auflösen

konnten, um sich selbst an die Spitze ihres Volkes zu stellen.

Die Schreckensherrschaft der Meister der Insel begann.

Mirona Thetin hatte - aus ihrer Sicht - jede erdenkliche Sorgfalt bei der Auswahl der Unsterblichen walten lassen. Nur einen einzigen Faktor hatte sie nicht berücksichtigen können: Das war die Wirkung der Unsterblichkeit auf den Verstand derer, die die Tamrätin so perfekt zu manipulieren glaubte. Nicht immer sind Unsterblichkeit und Weisheit so eng miteinander verbunden, wie man sich das wünschen möchte. Aber manch einer lernt im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende endlich doch das Denken.

Und so kamen sechs von Mirona Thetins Marionetten irgendwann zu der Erkenntnis, daß sie nicht so frei und mächtig waren, wie sie sich das eingebildet hatten. Diese sechs taten sich zusammen und intrigierten gegen jene Macht, von der sie sich mißbraucht, manipuliert und ausgenutzt fühlten. Und als sie schließlich herausfanden, daß diese Macht identisch war mit einer einzigen, unsterblichen Lemurerin, da beschlossen sie, sich Mirona Thetin vom Hals zu schaffen. In gewisser Weise hatten sie damit auch tatsächlich Erfolg. Keiner von ihnen hatte fortan noch einmal einen Befehl Mirona Thetins zu befolgen. Der Grund dafür war höchst einfacher Natur: Die Verschwörer waren allesamt nicht mehr am Leben.

Denn einer von ihnen war nur eine der Scheinexistenzen gewesen, hinter denen Nermo Dhelims Mörderin sich verborgen gehalten hatte. Unter dieser Tarnung war Mirona Thetin Mitglied der gegen sie selbst gerichteten Verschwörung gewesen. Damit hatte sie ein Erfolgsrezept gefunden, das sie fortan immer wieder anwendete. Mirona Thetin wurde der Faktor I im Andromeda-Nebel. Ihre Tarnung war perfekt. Über Jahrzehntausende beherrschte sie ihr Volk.

Bis die Bewohner der Zweiten Galaxis sich aufmachten, um eine ungeheure Bedrohung von ihren Welten abzuwenden. Die Meister der Insel wurden aufgespürt, in die Enge getrieben und vernichtet. Faktor I war bis zum Schluß aktiv. Lange Zeit hindurch wußte niemand, wer sich hinter dieser Bezeichnung verbarg. Mirona Thetin blieb ihrem Rezept treu und intrigierte gewissermaßen gegen sich selbst. Sie galt zeitweise sogar als Verbündete der Terraner.

Sie starb im Jahre 2406 n. Chr. auf dem Planeten Tamanium. Es war eine Ironie des Schicksals, daß Ermigoa die Mörderin ihres Vaters um mehr als ein Jahrtausend überlebte.

6.

»Jetzt wissen wir also ganz genau, wie das damals mit den Meistern der Insel war«, sagte Perry Rhodan erschüttert, als die Vision vorüber war. »Und trotzdem ist mir immer noch nicht klar, warum ES uns gerade

diese Ereignisse zeigen wollte. Was soll uns das denn nützen?«

Er sah sich nach seinen beiden Begleitern um.

Atlas wirkte still, in sich gekehrt und mitgenommen.

Der Arkonide hatte Mirona Thetin geliebt, ohne zu ahnen, wer sie wirklich war.

Und er hatte sie getötet.

Da hatte er dann allerdings bereits gewußt, daß sie mit dem Oberhaupt der Meister der Insel identisch war. Das

hatte es ihm nicht leichter gemacht. Er hatte lange gebraucht, um darüber hinwegzukommen.

Damit nicht genug: Er hatte auch Ermigoa gekannt.

Auch Gucky wirkte geistesabwesend, aber bei ihm war das offenbar nicht sosehr auf die gerade gesehenen

Ereignisse zurückzuführen, als vielmehr auf eine Wahrnehmung, die er jetzt, nach dem Erwachen, machte.

»Ich will euch nicht beunruhigen«, sagte er leise, »aber um uns herum geschieht irgend etwas, und das wenige,

was ich davon mitbekomme, gefällt mir ganz und gar nicht. Wir sollten zusehen, daß wir von hier wegkommen

- je schneller, desto besser. Es sei denn, ihr wollt ES auf seiner Reise begleiten.«

»Kannst du erkennen, wohin diese Reise führen wird?« fragte Perry Rhodan.

»Nein«, erwiderte der Mausbiber knapp.

»Das ist vielleicht auch besser so«, bemerkte Atlas sarkastisch. »So kommen wir gar nicht erst in die

Versuchung, es auszuprobieren.«

»Es könnte immerhin sehr interessant werden«, bemerkte der Terraner, aber es war ihm offensichtlich nicht

ganz ernst damit, denn gleichzeitig streckte er dem Ilt die Hand hin.

Gucky wirkte sehr bedrückt.

»Es wird schon klappen«, sagte Rhodan beruhigend. »Wenn Wanderer instabil wird, werden auch die Schirme

wieder durchlässig sein.«

»Das ist es nicht«, erwiderte der Ilt heftig. »Ich kann einfach kein Ziel erfassen.«

Atlas sah den Mausbiber an, dann den Terraner.

»Wir sind in der falschen Zeit«, stellte er fest. »Da draußen gibt es jetzt keine ATLANTIS. Wenn Gucky mit uns springt ...«

»... werden wir im leeren Weltraum landen, und es ist sehr unwahrscheinlich, daß zufällig irgendein

Raumschiff vorbeikommt und uns auffischt«, nickte Rhodan.

Sie standen auf dem riesigen Platz im Zentrum der Maschinenstadt und sahen sich ratlos um.

Sie konnten nicht das geringste unternehmen. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als zu warten und zu hoffen.

Nach einigen Minuten wurde auch für Rhodan und Atlas erkennbar, daß Wanderer nicht mehr lange auf seiner

derzeitigen Position bleiben würde.

Die Gebäude der Maschinenstadt wurden teilweise durchscheinend. Ein Teil der Stadt sah aus, als würde er in

die Höhe gehoben. Auch der scheinbar sichere Boden unter den Füßen der drei Galaktiker wurde bereits

stellenweise transparent.

»Wenn wir doch wenigstens wüßten, wohin es die Superintelligenz diesmal verschlagen wird«, flüsterte

Rhodan.

»Ich hoffe, daß wir hinterher noch Gelegenheit haben werden, es herauszufinden«, erwiderte Atlan sarkastisch.

»Was immer hier auch passieren mag: Es scheint uns nicht zu betreffen. Ich fürchte, daß Wanderer sich um uns

herum auflösen wird. ES wird ohne uns auf die Reise gehen.«

Wenn das eintreffen sollte, waren sie verloren.

Die drei Besucher standen dicht beieinander. Sie hielten sich bei den Händen.

Rhodan und Atlan hofften, daß Gucky im letzten Augenblick doch noch einen Bezugspunkt für eine

Teleportation entdecken würde. Dann kam es möglicherweise auf den Bruchteil einer Sekunde an. Auf keinen

Fall sollte der Mausbiber dann erst noch Zeit damit verschwenden müssen, den für die Teleportation

notwendigen Körperkontakt herzustellen. Aus dem gleichen Grund hatten sie die Helme der SERUNS schon

vor einigen Minuten geschlossen.

Ein scharfes, schnelles Knistern ging unter ihren Füßen hindurch.

»Sind die Schirme immer noch nicht durchlässig?« fragte Rhodan beunruhigt.

»Nein«, erwiderte Gucky.

»Wenn sie es werden, dann spring!« verlangte der Terraner.

»Und dann?«

»Das werden wir sehen.«

»Vielleicht wäre es tatsächlich besser, die Reise zu riskieren«, bemerkte Atlan.

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Rhodan. »Wir können uns jetzt keine Odyssee durch Raum und Zeit leisten.

Wir müssen zurück in unsere eigene Zeit.«

»Ich bin ganz deiner Meinung«, versicherte der Arkonide.

Die Umgebung der drei Galaktiker wurde immer unwirklicher. Zeitweilig hatten sie den Eindruck, daß das

Blaue Meer weit über ihnen lag und der Wasserfall jenseits der Stadt als weiß schäumende Säule in den

künstlichen Himmel hinaufragte. Einzelne Gebäude schienen wie Luftblasen über dem Landefeld zu schweben.

»Irgend etwas stimmt hier nicht«, bemerkte Rhodan. »Ich habe den Eindruck, daß Wanderer längst fort sein

müßte. Es ist, als hielte ihn irgend etwas fest.«

Er unterbrach sich, denn ein seltsames Gefühl der Verlorenheit befiel ihn. Er hörte ein Dröhnen, das sich sehr

schnell von ihm entfernte, ohne daß er hätte sagen können, wohin sich die Quelle dieses Geräusches bewegte.

»Spring!« schrie er Gucky zu.

Rhodan sah den Mausbiber dabei an.

Er hatte den Eindruck, als ob sich auch Gucky von ihm entferne. Das mußte jedoch eine Täuschung sein, denn

sie hielten sich immer noch bei den Händen.

Für einen Augenblick sah Rhodan die Schwärze des Weltalls mit den scharfen, grellen Lichtpunkten unzähliger

Sonnen darin. Dann drang klares, helles Licht in seine Augen, und er stellte erleichtert fest, daß er sich wieder

an Bord der ATLANTIS befand.

»Das war großartig, Gucky!« sagte er aus vollem Herzen.

Der Mausbiber ließ die Hand des Terraners los.

»Es ist nicht ausschließlich mein Verdienst«, behauptete er verstört. »Ich habe im letzten Augenblick Kontakt

bekommen. Es kommt mir so vor, als hätte ES uns so weit wie nur irgend möglich an die ATLANTIS

herangeschoben, bevor er sich endgültig aus dem Staub machte.«

Rhodan fuhr herum.

»Was ist mit Wanderer geschehen?« fragte er scharf. »Ist er noch da?«

»Wanderer ist verschwunden«, erwiderte der Bordsyntron der ATLANTIS. »Falls du nach Kurs und Ziel fragen

willst - es war nichts dergleichen feststellbar.«

»Sind noch irgendwelche Botschaften für uns eingetroffen?«

»Nein.«

»Damit sind wir dann wohl wieder am Ausgangspunkt angelangt«, murmelte Rhodan nachdenklich.

Inzwischen war auch die CIMAR-RON im Histo-System eingetroffen.

Rhodan, Atlan und Gucky berichteten genau und ausführlich über ihre Erlebnisse auf Wanderer. Sie hofften

dabei, daß irgend jemand einen Anhaltspunkt entdecken würde, den sie selbst übersehen hatten.

Das schien jedoch nicht der Fall zu sein.

Falls ES ihnen eine Botschaft in Form der jüngsten Ereignisse hatte zuspielen wollen, dann hatte er sich leider

etwas zu unklar ausgedrückt: Niemand hatte ihn verstanden.

Der Auftritt Ernst Ellerts als Verbindungsmann zwischen ES und dem lemurischen Wissenschaftler erregte

allgemeine Verwunderung.

»ES muß wirklich jeden Bezug zur Zeit und zur Realität verloren haben, wenn er solche Fehlentscheidungen

trifft«, bemerkte Reginald Bull.

»Ich bin mir nicht sicher, daß das wirklich eine Fehlentscheidung war«, sagte Atlan skeptisch.

»Möglicherweise

ist Ellerts Erscheinen der Schlüssel zu dem ganzen Geheimnis.«

»Möglicherweise aber auch nicht«, erwiderte Bully spöttisch. »Daß ES völlig durcheinander ist, wissen wir

doch mittlerweile gut genug. Die Sache mit unseren Zellaktivatoren und den Linguiden ist der beste Beweis

dafür.«

»Ich persönlich traue es mir nicht zu, so klipp und klar über den Geisteszustand einer Superintelligenz zu

urteilen«, sagte Rhodan nüchtern.

Bull schüttelte seufzend den Kopf.

»Irgendwo müssen wir ja anfangen«, meinte er. »Und wir können ES ja schließlich keinen Psychiater auf den Hals hetzen.«

»Vor allem müssen wir uns davor hüten, ihn mit den falschen Maßstäben zu messen«, stellte Rhodan fest und fuhr nach einer kurzen Pause fort: »Eines wissen wir jetzt: Die Geschichte vom klugen lemurischen Wissenschaftler, der die Zellaktivatoren in Heimarbeit zusammengebastelt hat, war nichts als ein Märchen. Die Meister der Insel hatten ihre Aktivatoren von ES. Sie waren unsere Vorgänger.«

»Und sie durften ihre Aktivatoren behalten«, fügte Atlan hinzu. »Wenn ich mir das vorstelle, könnte ich vor Wut an die Decke gehen. Da sind doch diese Lemurer tatsächlich hingegangen und haben ihre Aktivatoren dazu mißbraucht, sich als unsterbliche Herrscher über Leben und Tod aufzuspielen. Und es ist ihnen nichts passiert. Ganz im Gegenteil: Diese Leute durften ihre Aktivatoren sogar noch über die ihnen gegebene Frist hinaus behalten. Aber uns gegenüber behauptet ES plötzlich, wir hätten versagt. Kann sich einer von euch einen Reim darauf machen?«

»Wer kann schon aus den Gedanken einer Superintelligenz schlau werden?« fragte Bull ironisch.

»Ich schaffe das jedenfalls nicht.«

»Ein paar Antworten haben wir aber immerhin bekommen«, bemerkte Tolot, der inzwischen berichtet hatte, was er auf History herausgefunden hatte. »Wir wissen jetzt, wie der Tefroder Kalago darauf kommen konnte, die legendäre Welt des ewigen Lebens in der Milchstraße zu suchen. Wir wissen zweitens, woher er seine Informationen hatte, nämlich von Ermigoa. Und Ermigoa wußte es von ihrem Vater.«

»Und sowohl Ermigoa als auch Mirona Thetin haben gelogen, sobald die Sprache auf die Herkunft der Zellaktivatoren kam«, stellte Gucky fest. »Bei Ermigoa vermute ich, daß sie einfach nur Angst hatte - sie hatte sicher auch allen Grund dazu. Aber wie war es bei Mirona Thetin?«

»Das übliche«, behauptete Bull. »Reine Machtgier. Sie hatte wahrscheinlich schon genug damit zu tun, die anderen Meister der Insel unter der Knute zu halten. Noch mehr Unsterbliche hätte sie nicht brauchen können. Also durfte niemand erfahren, wo man diese Unsterblichkeit bekommen konnte.«

»Und History?« fragte Gucky skeptisch. »Warum hat sie die Bedingungen der Superintelligenz erfüllt?«

»Weil sie kein Risiko eingehen wollte«, vermutete Bull.

»Eine Frage beschäftigt mich schon die ganze Zeit hindurch«, sagte Rhodan nachdenklich. »Und zwar betrifft das den zerstörten Zellaktivator, den Ernst Ellert an den lemurischen Wissenschaftler weitergereicht hat. Nermo

Dhelim hat ihn Ermigoa gegeben. Aber was ist danach mit dem Gerät passiert? Wo ist es geblieben?»

»Ermigoa hat es dem Tefroder Kalago geschenkt«, erklärte Icho Tolot. »Kalago hatte den ausgeglühten

Aktivator bei sich, als die SAMUR über dem heutigen Planeten Lingora abgestürzt ist.«

Der Haluter förderte aus einer der Taschen in seiner Kombination einen Behälter zutage und klappte ihn auf.

Rhodan starrte fassungslos auf einen eiförmigen Zellaktivator, der so mitgenommen aussah, als müsse er schon

bei der ersten etwas heftigeren Berührung zerbrechen.

»Das habe ich aus dem Wrack auf Lingora herausgeholt«, erklärte Icho Tolot.

Der Haluter bemühte sich, leise zu sprechen, um seine Gesprächspartner nicht übermäßig zu belasten, aber es

war deutlich erkennbar, daß ihm das nicht leicht fiel.

Er war ziemlich aufgeregt.

»Das ist noch nicht alles«, fuhr er fort. »Ich wollte ganz sichergehen und habe darum jeden nur erdenklichen

Test durchgeführt. Dabei habe ich unter anderem auch eine Strangeness-Messung an diesem Aktivator

vorgenommen. Der Wert, den ich erhalten habe, ist unmöglich. Er ist negativ.«

Damit hatte der Haluter die Unterhaltung erfolgreich zum Erliegen gebracht. Die Galaktiker saßen da, starrten

sich an und bemühten sich die Aussage des Haluters zu verdauen.

»Das ist doch Unsinn!« sagte Rhodan schließlich. »Es wurde festgesetzt, daß die in unserem eigenen

Universum üblichen Werte als Basis für die Messung der Strangeness dienen sollen. Diese Basis gilt als

Nullwert. Eine negative Strangeness kann es nicht geben.«

»Richtig«, bestätigte Tolot. »Aber dieser ausgeglühte Aktivator dort hat so etwas - wie immer man es auch definieren will.«

Rhodan setzte zu einer Erwiderung an, schüttelte dann aber den Kopf.

»Ich begreife es nicht«, gab er zu. »Aber da ist noch etwas anderes, und das ist nicht weniger unverständlich: Ist

euch klar, daß dieser Zellaktivator zweimal existiert haben muß, innerhalb des gleichen Zeitraums? Wir alle

wissen aber, daß es so etwas nicht geben kann.«

Sie sahen sich ratlos an.

»Vielleicht werden wir später einmal eine Antwort auf unsere Fragen bekommen«, bemerkte Atlan schließlich.

»Aber jetzt sollten wir uns auf den Weg machen. Mir ist nicht wohl bei dem Gedanken, was in der Milchstraße

inzwischen geschehen sein mag.«

Wenig später traten die ATLANTIS, die HALUTA und die CIMARRON den Rückflug an.

E N D E

Nach einem Blick in die Vergangenheit tun wir im PR-Band 1574 einen Sprung nach Estartu des Jahres 1173

NGZ.

Die HARMONIE mit Stalker und Salaam Siin, sowie das ehemalige Medo-Schiff MUTTER mit Alaska

Saedelaere und Siela Correl erreichen die Mächtigkeitsballung ESTARTU von Vilamesch aus über die

Transmitterstraße.

Was die Besucher aus der Milchstraße gleich nach ihrer Ankunft erleben, wird von H. G. Francis geschildert.

Sein Roman trägt den Titel:

IN DEN HÄNDEN DES FOLTERERS

Computer: Der Wanderer-Hickhack

Die Suche nach Wanderer und seinem »Bewohner« ES nimmt immer groteskere Formen an. Die jüngste

Manifestation des Kunstplaneten findet in der Galaxis Andromeda statt, im Histo-System, auf der Umlaufbahn

des seit den letzten Tagen der Meister der Insel weithin bekannten Museumsplaneten History. Als es Perry

Rhodan und seinen beiden Begleitern, Gucky und Atlan, endlich gelingt, sich bis zur Oberfläche der Kunstwelt

durchzuschlagen, stellen sie fest, daß sie wieder einmal die Gegenwart verlassen haben und in die Vergangenheit versetzt worden sind. Diesmal wurde eine besonders lange Zeitstrecke zurückgelegt. Man

befindet sich irgendwo in der Gegend des 256. Jahrhunderts v. NGZ. Die Ereignisse, die sich auf dem Histo-

Wanderer abspielen, sind aufregend und atemberaubend. Durch die Eröffnungen des ES-Boten und mit Hilfe

von Visionen werfen Atlan, Gucky und Rhodan einen Blick in die lange, blutige Geschichte der Meister der

Insel. Aber damit sollen sich die Überlegungen, die hier angestellt werden, nicht befassen. Es geht vielmehr

darum, eine Erklärung für die unverständliche Verhaltensweise des Planeten Wanderer zu finden. Vielleicht

ergeben sich, wenn man das erratische Hinundhergehopse der Kunstwelt begreift, daraus Hinweise auf die

Ursache der geistigen Verwirrung, unter der das Superwesen ES seit einiger Zeit zu leiden hat. Als

beeindruckend erweisen sich zunächst einmal die Erfolge, die man mit Hilfe des von Myles Kantor

entwickelten Bahnberechnungsalgorithmus ALGOMYLES erzielen kann, wenn es darum geht, Orte zu

bestimmen, an denen Wanderer sich demnächst wahrscheinlich manifestieren wird. Allerdings fällt das

Verdienst für die phänomenale Wirksamkeit des hypermathematischen Algorithmus längst nicht mehr allein

dem Sohne Enza Mansoors und Notkus Kantors zu. Inzwischen hat sich Icho Tolot mit ALGOMYLES

beschäftigt und festgestellt, daß die Koeffizientenmenge, die für den Betrieb des Algorithmus gebraucht wird,

variiert werden kann. Myles Kantor bestimmte damals mit seinen Messungen auf dem Planeten

Yling im

Sansevier-System einen Satz von Koeffizienten, den er für den einzig zuverlässigen hielt. Mit ihm errechnete er

die langgestreckte, stark elliptische Bahn, die quer durch die ganze Milchstraße führt und entlang deren

Wanderer kurze Zeit später auch tatsächlich gesichtet wurde. Als Ichō Tolot die Zuverlässigkeit auch anderer

Koeffizientenmengen entdeckte, war sein Interesse für ALGOMYLES noch rein akademischer Natur. Das

änderte sich schlagartig in dem Augenblick, in dem man hörte, Wanderer sei in der Andromeda-Galaxis

gesehen worden. Da macht der Haluter sich an die Arbeit. Indem er die Koeffizientensätze variiert, errechnet

erneue, »denkbare« Wanderer-Orbits, von denen einige mehrere Millionen Lichtjahre lang sind, unvorstellbar

flache Ellipsen. Zwei dieser Umlaufbahnen führen von der Milchstraße nach Andromeda. Vom Eifer des

Forschers beseelt, macht Tolot sich sofort auf den Weg. Auf einem der beiden neu errechneten Orbits wird er

fündig.

Früher wurde die Kunstwelt Wanderer naiverweise als der Wohnsitz der Superintelligenz ES betrachtet. Seit

man über diese Bewohner der nächsthöheren kosmischen Zwiebschale ein wenig besser Bescheid weiß, hält

man es für sicher, daß ihr eigentlicher Aufenthaltsbereich der Hyperraum ist. Die bisher bekanntgewordenen

Überwesen waren von unterschiedlicher Kommunikationsfreudigkeit. Aber hin und wieder muß jede

Superintelligenz mit den Bewohnern ihrer Mächtigkeitsballung in Gedankenaustausch treten können. Für

diesen Zweck bedarf es vierdimensionaler Strukturen. Denn im Hyperraum finden sich die Einwohner der

tieferen Zwiebschale nicht zurecht.

Von Wanderer spricht man also am besten als von einer Kommunikationsplattform. Von dieser Plattform aus

spricht ES zu seinen »Kindern«. Es gab Zeiten, da wünschte ES, daß sich die von ihm Betreuten jederzeit mit

ihm in Verbindung setzen könnten. Wanderer beschrieb eine stabile Bahn, die von den Experten mühe-

los berechnet werden konnte, sobald die ersten paar Orbitalparameter vorlagen. Nicht etwa, daß Wanderer

deswegen für jeden Dahergelaufenen zu finden gewesen wäre. Wer ES zu sprechen wünschte, der mußte der

Superintelligenz bekannt sein, so etwas Ähnliches wie eine Einladung oder eine Aufforderung zum Besuch

erhalten haben und die Aufrichtigkeit seiner Absichten beweisen können. Und selbst dann mußte er an der

Stelle, an der die Kunstwelt sich hätte befinden sollen, mitunter noch tagelang suchen, bis es der

mit skurrilem

Sinn für Humor ausgestatteten Superintelligenz einfiel, ihren »Wohnsitz« sichtbar werden zu lassen.

Atlas hat eine Hypothese entwickelt, wonach ES an seinem eigentlichen Aufenthaltsort im Hyperraum ein

Modell, gewissermaßen das Urbild der Kunstwelt Wanderer geschaffen hat. Von diesem Modell, das

naturgemäß eine fünfdimensionale Struktur besitzt, kann ES »Abdrücke« ins Standardkontinuum projizieren.

Läuft die Projektion, dann erscheint im 4-D-Raum, an einem Punkt der zuvor berechneten Umlaufbahn, der

Planet Wanderer, wie die Menschheit ihn kennt. Die Zeit auf der Oberfläche der Kunstwelt steht im Einklang

mit der Zeit der Umgebung. Es ist nicht bekannt, ob Wanderer früher auch schon Sprünge entlang seiner Bahn

durchführte. Wenn ja, dann können sie so groß nicht gewesen sein, oder es wäre aufgefallen. Die Projektion

wird durch eine Art »Willensschaltung« aktiviert. ES kann den vierdimensionalen Wanderer-Abdruck nach

Belieben an- und ausblenden.

Die Situation jetzt: Wanderer führt auf gänzlich unkontrollierte Art und Weise Sprünge aus, die mehrere

Tausend, sogar Millionen von Lichtjahren weit sind. Die Zeit auf der Oberfläche steht nicht mehr im Einklang

mit der Zeit der Umgebung. Seit neuestem tendiert die Wanderer-Zeit immer weiter in die Vergangenheit.